

■ Mit seiner Artikelserie über die „deutsche Bildungskatastrophe“, die 1964 in der Wochenzeitung *Christ und Welt* erschien, traf der Altphilologe und Religionsphilosoph Georg Picht den Nerv der Zeit. Bis heute ist dieses Schlagwort im Gedächtnis geblieben, und bis heute gilt Picht als einer der bekanntesten Intellektuellen der „Bonner Republik“. Dennoch liegen Teile seiner Biografie noch immer im Dunkeln, wie Nicolai Hannig zeigen kann, der auf der Basis bisher kaum ausgewerteter Korrespondenz Pichts Umgang mit den Massenmedien und seine Netzwerke nachzeichnet. Es ergibt sich das überraschend zwiespältige Bild eines politischen Gelehrten, der virtuos auf der medialen Klaviatur zu spielen verstand, Reformen in Staat und Gesellschaft das Wort redete, aber von einem zutiefst elitären Kommunikationsverständnis durchdrungen war. ■

Nicolai Hannig

Georg Picht

Strategien eines Medienintellektuellen in der westdeutschen Öffentlichkeit

I. Eine bekannte Biografie – oder?

Georg Picht war Philosoph und Theologe, Altphilologe und Schulgründer, Bildungspolitiker und Pädagoge. Er war „Kassandra, der Mann, der die Geister rief“, er war der „Sokrates unter den Journalisten“ und der „radikale Konservative“,¹ er war „Bildungs-Esoteriker [und] politische[r] Alarmist“.² Alle diese Beschreibungen begegnen uns in Nachrufen und Studien zu Pichts Leben. Sie deuten seine Vielseitigkeit an, aber auch eine gewisse Anstrengung, die Picht manchem Zeitgenossen abverlangte.

Picht forderte heraus und bewegte sich als Grenzgänger auf vielen verschiedenen Gebieten. Er mahnte und reformierte, versuchte zu überzeugen und zu lenken. Ein Fluchtpunkt tauchte dabei immer wieder auf, und zwar der Bezug zur Politik. So erreichte er Mitte der 1960er Jahre auch seine wohl größte Bekanntheit, als er 1964 die „deutsche Bildungskatastrophe“ ausrief. Mit seiner berühmten Artikelserie für *Christ und Welt* landete er zweifelsohne einen Scoop, der die Bildungspolitik mit einem „Paukenschlag“ auf die bundesdeutsche Reformagenda setzte.³ Seitdem zählt es für einige Kommentatoren allerdings fast schon

¹ Die Zeit vom 15.10.1982: „Georg Picht vom Birklehof. Philosoph, Bildungsreformer und pädagogischer Praktiker“. Der Zeitungsartikel enthält weitere Verweise auf andere Nachrufe. Für wichtige Hinweise danke ich Wilfried Rudloff und Achim Eberspächer.

² Joachim Radkau, Geschichte der Zukunft. Prognosen, Visionen, Irrungen in Deutschland von 1945 bis heute, München 2017, S. 215.

³ Wilfried Rudloff, Georg Picht. Die Verantwortung der Wissenschaften und die „aufgeklärte Utopie“, in: Theresia Bauer u. a. (Hrsg.), Gesichter der Zeitgeschichte. Deutsche Lebensläufe im 20. Jahrhundert, München 2009, S. 279-296, hier S. 279.

zum guten akademischen Ton, Pichts Argumente und vermeintlich apokalyptische Diagnosen als realitätsfern abzutun.⁴ Gleichwohl zählen ihn andere zu den Initiatoren deutscher Reformpolitik und seine Werke zum Kanon der alten Republik.⁵

Picht war in den intellektuellen Debatten Westdeutschlands stets präsent. Er beschäftigte sich mit Bildungs- und Friedenspolitik, Umweltschutz, Entwicklungshilfe, Bevölkerungsentwicklung und Welternährungskrise.⁶ Stets sah er sich dabei als Wissenschaftler, Philosoph und Pädagoge politisch verantwortlich. In einer von der „Wissenschaft beherrschten Welt“ sei es seine Aufgabe, der Politik beizustehen. Der Politiker komme „ohne die Wissenschaft nicht mehr aus, er bedarf der Hilfe der wissenschaftlich geschulten Vernunft“.⁷ Dieser selbst auferlegten Pflicht kam Picht zum Teil auf ganz praktische Weise nach, was ihn nicht unbedingt als klassischen Intellektuellen, sondern als Experten erscheinen lässt.⁸ So war er von 1953 bis 1963 Mitglied im ersten schulpolitischen Beratungsgremium von Bund und Ländern, dem Deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen. Zusammen mit Ralf Dahrendorf engagierte er sich in Baden-Württemberg im Beirat für Bildungsplanung. Anfang der 1970er Jahre stand er einer Gutachtergruppe vor, die für die Bundesregierung ein Konzept erstellen sollte, wie die deutsche Umweltpolitik in Zukunft wissenschaftlich zu beraten sei. Zudem war er Mitglied in der auf Initiative Gustav Heinemanns 1970 gegründeten Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung.⁹

Picht, so scheint es, war kein rein „öffentlicher Intellektueller“ im Sinne von Dahrendorf. Er gab sich nicht damit zufrieden, zwischenzurufen und engagiert zu beobachten, sondern schaltete sich in die Arbeit der Behörden und in die Po-

⁴ Vgl. Radkau, *Geschichte*, S. 210-241. Kritisch auch: Heinz-Elmar Tenorth, Pichts „Bildungskatastrophe“. Falsche Diagnose oder Anstoß zur notwendigen Modernisierung?, in: *Die Politische Meinung* 62 (2017), S. 77-84.

⁵ Vgl. Ulrich Herbert, *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, München 2014, S. 765-767; Eckart Conze, *Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart*, München 2009, S. 244-246; Rudloff, Georg Picht, in: Bauer u. a. (Hrsg.), *Gesichter der Zeitgeschichte*, S. 282-285, und Wolfgang Lambrecht, *Deutsch-deutsche Reformdebatten vor „Bologna“*. Die „Bildungskatastrophe“ der 1960er Jahre, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 4 (2007), S. 472-477.

⁶ Vgl. die Themenliste nach Rudloff, Georg Picht, in: Bauer u. a. (Hrsg.), *Gesichter der Zeitgeschichte*, S. 291, und Constanze Eisenbart, Picht, Georg Max Friedrich Valentin, in: *Neue Deutsche Biographie*, hrsg. für die Historische Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, von Hans Günther Hockerts, Bd. 20, Berlin 2001, S. 417 f.

⁷ Die Zeit vom 18.10.1963: „Politik im Atomzeitalter. Ein Plädoyer für die Vernunft“ (Georg Picht). Auf dieses Zitat verwies bereits Rudloff, Georg Picht, in: Bauer u. a. (Hrsg.), *Gesichter der Zeitgeschichte*, S. 281.

⁸ Vgl. Gangolf Hübinger, *Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte*, Göttingen 2006, S. 227-247, und Ingrid Gilcher-Holtey, Konkurrenz um den „wahren“ Intellektuellen. Intellektuelle Rollenverständnisse aus zeithistorischer Sicht, in: Thomas Kroll/Tilman Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland. Verschiebungen im politischen Feld der 1960er und 1970er Jahre*, Göttingen 2013, S. 41-52.

⁹ Vgl. Rudloff, Georg Picht, in: Bauer u. a. (Hrsg.), *Gesichter der Zeitgeschichte*, S. 287 und S. 293.

litikberatung ein.¹⁰ Aktuelle Forschungen schätzen Pichts Einfluss in den vielen Gremien und Ausschüssen recht hoch ein, wie überhaupt die gesamte Arbeit (bildungs-)politischer Sachverständigenräte. „In diesen Kreisen wurde, ganz wie im Salon des frühen 19. Jahrhunderts“, heißt es etwa bei Frank-Michael Kuhlemann und Michael Schäfer, „vorentschieden, was dann politisch umgesetzt wurde“.¹¹

Doch der Kern von Pichts politischem Engagement, so eine erste These, war sein publizistisches Wirken. Picht war in der Medienöffentlichkeit präsent wie nur wenige andere Intellektuelle der alten Republik.¹² Dazu genügt ein Blick in seinen Nachlass, den das Bundesarchiv in Koblenz verwahrt. Das Findbuch listet knapp 600 Einträge in 80 verschiedenen Ordnern auf. Davon verweisen rund 70 auf Korrespondenzen mit Medienschaffenden, darunter Radio- und Fernsehredakteure, Rundfunkintendanten, Pressejournalisten und Zeitschriftenherausgeber. In fast jedem Ordner finden sich oft mehrere umfassende Briefwechsel mit einem Medienhaus. Picht stand im Grunde täglich in Kontakt mit Zeitungen und Rundfunksendern. Mal versuchten sie, ihn für Beiträge zu gewinnen, mal bot er Manuskripte an.

Picht wurde medialisiert und medialisierte sich selbst.¹³ Er verstand es, die Öffentlichkeit, die er selbst generiert hatte, virtuos zu nutzen, um sich einerseits als Ideengeber und andererseits als kompetenter Gestalter zu empfehlen.¹⁴ Seine Medienpräsenz war allerdings nicht nur Strategie und Kalkül. Vielmehr bedeutete sie auch Anpassung und formte, so eine weitere These dieses Beitrags, den Charakter eines sich neu entwickelnden Typus des Medienintellektuellen. Es greift also zu kurz, in Picht allein den Weichensteller sehen zu wollen, der die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft auf Reformkurs brachte. Wir können anhand seiner Biografie und seines publizistischen Wirkens ebenso nachvollziehen, wie Intellektuelle zu Konformisten wurden und sich von den „Produktionslogiken“ der Massenmedien vereinnahmen ließen.¹⁵

¹⁰ Ralf Dahrendorf, *Versuchungen der Unfreiheit. Die Intellektuellen in Zeiten der Prüfung*, München 2006, S. 21-25 und S. 67-71.

¹¹ Frank-Michael Kuhlemann/Michael Schäfer, *Kreise – Bünde – Intellektuellen-Netzwerke. Forschungskontexte, Fragestellungen, Perspektiven*, in: Dies. (Hrsg.), *Kreise – Bünde – Intellektuellen-Netzwerke. Formen bürgerlicher Vergesellschaftung und politischer Kommunikation 1890–1960*, Bielefeld 2017, S. 7-30, hier S. 28. Vgl. auch Silvio Reichelt, *Dem Gemeinwesen „Bundesrepublik“ eine intellektuell begründete Richtung geben. Zum 100. Geburtstag des protestantischen Intellektuellen Georg Picht*, in: *Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte* 7 (2013), S. 281-296.

¹² Dazu zählt sicherlich Pichts Freund und Mitstreiter in vielen Projekten Carl Friedrich von Weizsäcker; vgl. Elke Seefried, *Die politische Verantwortung des Wissenschaftlers. Carl Friedrich von Weizsäcker, Politik und Öffentlichkeit im Kalten Krieg*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 65 (2014), S. 177-195.

¹³ Dies reflektierte Picht selbst in: Georg Picht, *Die Massenmedien und die Zukunft der Gesellschaft*, in: *Merkur* 24 (1970), S. 199-208.

¹⁴ Vgl. Gilcher-Holtey, *Konkurrenz*, in: Kroll/Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle*, S. 44 f.

¹⁵ Andreas Ziemann, *Medienkultur und Gesellschaftsstruktur. Soziologische Analysen*, Wiesbaden 2011, S. 282.

II. Intellektuelle im medialen Wandel

1913 geboren, wuchs Georg Picht in einer Familie mit langer Gelehrtentradition auf. Mütterlicherseits entstammte er der Familie Curtius. Der Urgroßvater, Ernst Curtius, zählte zu den berühmtesten Archäologen des 19. Jahrhunderts und verantwortete 1875 unter anderem die große Ausgrabung von Olympia. Der Bruder der Mutter war der Romanist Ernst Robert Curtius, der noch heute als einer der einflussreichsten Geisteswissenschaftler der Weimarer Republik gilt. Gelehrte wie Albert Schweitzer, Charles Du Bos, Eugen Rosenstock-Huessy und Hermann Kantorowicz waren gute Freunde der Familie. Pichts Hauslehrer war der Altphilologe und Numismatiker Josef Liegle, der zum George-Kreis zählte und einen Großteil des Werks Vergils ins Deutsche übertrug.¹⁶ Liegle unterwies seinen jungen Schüler fast ausschließlich in Latein, was Picht nach dem Abitur am Freiburger Bertold-Gymnasium schließlich zum Studium der klassischen Philologie und Philosophie führte, unter anderem in Freiburg, wo er bei Martin Heidegger hörte. Seit 1940 arbeitete er als Lehrer am Internat und Gymnasium Birklehof. Zwei Jahre später verließ er die Schule wieder und übernahm eine Assistentur am altertumswissenschaftlichen Institut der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, wo er mit einer Arbeit über die „Ethik des Panaitios“ promoviert wurde. 1936 hatte er Edith Axenfeld geheiratet, die schon damals eine bedeutende Pianistin war und nach dem Krieg als Professorin an die Hochschule für Musik in Freiburg berufen wurde.¹⁷

Die Zeit des Nationalsozialismus bleibt in den biografischen Studien zu Picht gemeinhin etwas unterbelichtet. Neben den Eckpunkten, dass er aufgrund seines Asthmas nicht dauerhaft zur Wehrmacht eingezogen wurde und seine Frau wegen ihres jüdischen Großvaters ein zeitweises Auftrittsverbot erhielt, stützt sich die Forschung vornehmlich auf Pichts eigene Schilderungen.¹⁸ Er habe „mit einem ganz kleinen Kreis von Freunden in einem Zustand völliger Vereinsamung“ gelebt, schrieb Picht Anfang der 1960er Jahre. „[D]enn die moralische Schwäche der Gegenposition war 1933 so furchtbar aufgedeckt, daß ich mich bei der Suche nach einer Basis des Widerstandes mit nichts identifizieren konnte, was ich vorfand.“¹⁹ Die vielen jüdischen Freunde, der christliche Glaube und die vitale Bildungswelt der Familie hätten ihn resistent werden lassen gegenüber der natio-

¹⁶ Pichts Vorname lautete nicht zufällig Georg. In tiefer Verehrung für Stefan George betonten seine Eltern den Namen sogar stets auf der zweiten Silbe; vgl. Teresa Löwe, Georg Picht. Vom Birklehof zur Bildungsoffensive, in: Neue Sammlung 44 (2004), S. 517-528, hier S. 519, und Ulrich Raulff, Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben, München 2009, S. 463-470, hier S. 465.

¹⁷ Vgl. Reichelt, Gemeinwesen, S. 283 f.; Rudloff, Georg Picht, in: Bauer u. a. (Hrsg.), Gesichter der Zeitgeschichte; Löwe, Georg Picht, und Raulff, Kreis, S. 463-470.

¹⁸ Pichts Anstellung an der Universität in Freiburg war 1943 für fünf Monate unterbrochen, weil er in dieser Zeit als Soldat in einem Ausbildungsbataillon in Horb am Neckar diente. Am detailliertesten zu Pichts Biografie während der NS-Zeit vgl. Löwe, Georg Picht, S. 520 f.; vgl. auch – sich Löwe anschließend – Raulff, Kreis, S. 480 f.

¹⁹ Bundesarchiv Koblenz (künftig: BArch), N 1225/33, Georg Picht an Hans Peter Treuenfels, 11.7.1963.

nalsozialistischen Ideologie, schilderte er in seinen „Erinnerungen an Martin Heidegger“.²⁰

Aufgrund dieser Darstellungen beschreibt ihn die Forschung meist als „inneren Emigranten“.²¹ Pichts Angaben in seinem Entnazifizierungsfragebogen vom 15. Dezember 1945 scheinen dies zu bestätigen. Darin erklärte er sich zum „Mitwisser der Attentatspläne, die zum 20. Juli 1944 führten“, und zwar über seine enge Verbindung zu seinem Jugendfreund Hellmut Becker und dessen Vertrauten Adolf Reichwein.²² Ferner habe er in den Jahren 1937/38 zu einem Berliner „Zirkel“ um Konrat Ziegler, Kurt Riezler und Hans Rothfels gehört, der bis zur Verhaftung Zieglers im Januar 1939 Kontakte zu „politischen Emigranten“, unter anderem zu Thomas Mann hielt. Zum 1. August 1933 folgte Picht dem Ruf zum Reichsarbeitsdienst (RAD), zum 1. November trat er in die SA ein. Beides geschah, wie er selbst erläuterte, auf Druck der Studentenschaft und weil er sein Studium ungehindert fortsetzen wollte. Nach zehn Wochen verließ er den RAD wieder, nach einem Jahr die SA. Militärdienst leistete er 1935, bis man ihn für untauglich erklärte. Im Februar 1943 wurde er erneut eingezogen, im Juli 1943 allerdings unabhkömmlich gestellt. Für einen Assistenten an einem altertumswissenschaftlichen Institut war dies zumindest ungewöhnlich, aber wohl auf seinen Mentor, den klassischen Archäologen Walter-Herwig Schuchhardt, zurückzuführen, damals Dekan der Freiburger Fakultät und der Familie Curtius verbunden.²³

Nach dem Krieg kehrte Picht der Universität zunächst den Rücken und wurde 1946 Schulleiter am Hinterzartener Birklehof, einer privaten Schwesterschule Schloss Salems.²⁴ Hier arbeitete Picht rund zehn Jahre, bevor er die Leitung der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) in Heidelberg

²⁰ Vgl. Georg Picht, *Erinnerungen an Martin Heidegger*, in: Ders., *Hier und Jetzt. Philosophieren nach Auschwitz und Hiroshima*, Bd. 1, Stuttgart 1980, S. 239–244, hier S. 239. Auch der Großvater seiner Frau, Julius Heinrich Axenfeld war 1834 geboren. Er konvertierte erst später zum Christentum und wurde protestantischer Pfarrer; vgl. Julius Axenfeld und die Evangelische Gemeinde Godesberg (1870–1895). *Erinnerungen von Karl Axenfeld/Theodor Axenfeld*, hrsg. von Stephan Bitter, Rheinbach-Merzbach 1996.

²¹ Beispielsweise Löwe, Georg Picht, S. 520, und Raulff, Kreis, S. 480.

²² Zu Becker vgl. Kerstin Singer/Ute Frevert, *100 Jahre Hellmut Becker (1913–2013)*. Dokumentation der Ausstellung zu Leben und Werk im Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 2014 o.O.; www.mpib-berlin.mpg.de/sites/default/files/media/pdf/379/100jahre-hellmut-becker.pdf [8.5.2018].

²³ Staatsarchiv Freiburg, D180/2, 36234, Spruchkammer Südbaden, Fragebogen Georg Picht, nebst „Anmerkungen zum Fragebogen“, 15.12.1945. Eine Auswertung der umfangreichen Korrespondenz Pichts während der NS-Zeit, die das Deutsche Literaturarchiv in Marbach verwahrt, steht noch aus.

²⁴ Der Lehrkörper dort versammelte reichlich illustre Personen, darunter Nationalsozialisten genauso wie Angehörige des Widerstands, Studenten und Professoren; vgl. Löwe, Georg Picht, S. 523 f. Zum bildungselitären Habitus, den die Pichts am Birklehof pflegten, vgl. Hartmut von Hentig, *Gewöhnung ans Licht – Gewöhnung ans Dunkel. Der Versuch einer pädagogischen Autobiographie*, in: Ders., *Aufgeräumte Erfahrung. Texte zur eigenen Person*, München/Wien 1983, S. 69–210, hier S. 118, und F. Martin Schoeller, „Ich träume als Kind mich zurück...“ *Erinnerungen an Birklehofzeiten*, in: *Die Neue Sammlung* 44 (2004), S. 543–554.

übernahm. 1965 folgte er dem Ruf auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Religionsphilosophie an der dortigen Universität.

Dies sind lediglich die Eckpunkte der vielgestaltigen Biografie Pichts. Und sie lassen nur erahnen, wie breit er sich engagierte. Pichts öffentlich betriebsamste Phase setzte in den ausgehenden 1950er Jahren ein und reichte bis in die 1970er Jahre. Damit fiel seine Schaffenszeit fast exakt mit einem Medienwandel zusammen, der die Öffentlichkeit der Bundesrepublik nachhaltig prägte. Gekennzeichnet war dieser Umbruch vor allem dadurch, dass der politische Journalismus kritischer wurde und sich Skandale häuften.²⁵ Redakteure lösten sich aus dem Korsett der Staatsnähe, das sie sich im ersten Nachkriegsjahrzehnt noch selbst übergestreift hatten.²⁶ Ebenso konzentrierten sie sich nicht mehr vornehmlich auf die Außenpolitik als Staatskunst, sondern beschäftigten sich immer häufiger mit innenpolitischen Themen.²⁷ Mit Investigativrecherchen steckten Journalisten die Grenzen von Regierungs- und Institutionenkritik neu ab.²⁸ Ihr politisches Selbstbewusstsein stieg, was sich nicht zuletzt daran ablesen lässt, dass sich auch auflagenstarke Boulevardmagazine auf neues Terrain vorwagten. Selbst Blätter wie *Stern*, *Quick* oder *Revue* setzten nun ebenfalls auf Politjournalismus im Reportagestil.

Dieser mediale Umbruch korrelierte mit einem Wandel des Selbstverständnisses von Intellektuellen. Oder anders formuliert: Gerade weil sich die Einflussmöglichkeiten der Medien vergrößerten und Journalisten selbstbewusster wurden, nahm auch die Bedeutung der Intellektuellen zu.²⁹ „In den 1960er und 1970er Jahren“, schreiben Thomas Kroll und Tilman Reitz, „erlebten die politischen Intellektuellen [...] eine Hochphase ihres Einflusses, konnten ihre Rolle

²⁵ Vgl. Frank Bösch, *Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen*, Frankfurt a. M./New York 2011, S. 208 f.

²⁶ Vgl. Peter Hoeres, *Außenpolitik und Öffentlichkeit. Massenmedien, Meinungsforschung und Arkanpolitik in den deutsch-amerikanischen Beziehungen von Erhard bis Brandt*, München 2013, S. 69-81.

²⁷ Vgl. Christina von Hodenberg, *Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945–1973*, Göttingen 2006, S. 293-301; vgl. auch Hoeres, *Außenpolitik*, S. 57-69.

²⁸ Vgl. Nicolai Hannig, *Die Religion der Öffentlichkeit. Kirche, Religion und Medien in der Bundesrepublik 1945–1980*, Göttingen 2010, S. 103-162; Ingrid Gilcher-Holtey, *Skandalisierung des Skandals. Intellektuelle und Öffentlichkeit*, in: Andreas Gelz/Dietmar Hüser/Sabine Ruß-Sattar (Hrsg.), *Skandale zwischen Moderne und Postmoderne. Interdisziplinäre Perspektiven auf Formen gesellschaftlicher Transgression*, Berlin 2014, S. 217-233, und Frank Bösch, *Öffentliche Geheimnisse. Die verzögerte Renaissance des Medienskandals zwischen Staatsgründung und Ära Brandt*, in: Bernd Weisbrod (Hrsg.), *Die Politik der Öffentlichkeit – die Öffentlichkeit der Politik. Politische Medialisierung in der Geschichte der Bundesrepublik*, Göttingen 2003, S. 125-151.

²⁹ Vgl. Ziemann, *Medienkultur*, S. 277-324; Frank Bösch, *Später Protest. Die Intellektuellen und die Pressefreiheit in der frühen Bundesrepublik*, in: Dominik Geppert/Jens Hacke (Hrsg.), *Streit um den Staat. Intellektuelle Debatten in der Bundesrepublik 1960–1980*, Göttingen 2008, S. 91-112, hier S. 91 f., und Richard A. Posner, *Public Intellectuals. A Study of Decline*, Cambridge 2001.

öffentlichkeitswirksam wahrnehmen und gestalten“.³⁰ Bedeutung oder Einfluss sollten wir jedoch nicht mit Akzeptanz verwechseln. Denn spätestens Ende der 1970er Jahre blies Intellektuellen ein starker Gegenwind ins Gesicht. Der Terrorismus der Roten Armee Fraktion hatte seine Spuren auch im Verhältnis zwischen Öffentlichkeit, Politik und Intellektuellen hinterlassen. Schnell hatte das konservative Lager Publizisten und Schriftsteller der Gegenseite als Sympathisanten und Steigbügelhalter der Terroristen ausgemacht.³¹

Diese Spaltungen und die damit verbundenen Debatten waren jedoch ein Zeichen dafür, dass Intellektuelle nach und nach einen festen Platz in der Öffentlichkeit fanden. Neuere zeithistorische Forschungen, die sich wieder verstärkt der Ideengeschichte zuwenden, pflichten Jürgen Habermas bei,³² der Ende der 1980er Jahre die These aufstellte, dass sich in der jungen Bundesrepublik eine ganze Intellektuellenschicht institutionalisiert habe.³³ Nicht ganz klar ist jedoch, welche Rolle dabei eigentlich Linksliberale und Konservative einnahmen.³⁴ Axel Schildt hat jüngst in den *VfZ* gezeigt, dass einige NS-affine Publizisten wie Kurt Ziesel allzu gerne ihre Kollegen öffentlich angriffen und deren vermeintlich belastete Vergangenheit anprangerten. Zu ihnen zählten vornehmlich liberale, aber auch konservative Intellektuelle, die sich mit der jungen Bundesrepublik schnell arrangiert hatten, ohne allerdings zu erklären, wie eigentlich ihr Sinneswandel zustande kam. Diese mediale Skandalisierung machte in den 1960er Jahren Schule und fand in den Vertriebenenverbänden sowie unter einigen CSU-Politikern große Anerkennung. Doch den meisten konservativen Publizisten ging es dabei nicht darum, über NS-Belastungen aufzuklären. Vielmehr versuchten sie, den intellektuellen Liberalismus zu bekämpfen, den sie in ungutem Aufwind sahen.³⁵

³⁰ Thomas Kroll/Tilman Reitz, Zeithistorische und wissenssoziologische Zugänge zu den Intellektuellen der 1960er und 1970er Jahre, in: Kroll/Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle*, S. 7-18, hier S. 12.

³¹ Vgl. Jörg Requate, Gefährliche Intellektuelle? Staat und Gewalt in der Debatte über die RAF, in: Geppert/Hacke (Hrsg.), *Streit*, S. 251-268. Darauf wiesen auch Kroll und Reitz, *Zugänge*, in: Kroll/Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle*, S. 7 f., hin.

³² Vgl. Frank Biess, Thinking after Hitler. The New Intellectual History of the Federal Republic of Germany, in: *History and Theory* 51 (2012), S. 221-245; Alexander Gallus, „Intellectual History“ mit Intellektuellen und ohne sie. Facetten neuerer geistesgeschichtlicher Forschung, in: *Historische Zeitschrift* 288 (2009), S. 139-150, und Sean A. Forner, *German Intellectuals and the Challenge of Democratic Renewal. Culture and Politics after 1945*, Cambridge 2014, S. 149-190.

³³ Vgl. Jürgen Habermas, Heinrich Heine und die Rolle des Intellektuellen in Deutschland, in: Ders., *Eine Art Schadensabwicklung. Kleine politische Schriften VI*, Frankfurt a. M. 1987, S. 25-54, hier S. 47-51.

³⁴ Vgl. Thomas Kroll, Linksnationale Intellektuelle in der frühen Bundesrepublik Deutschland zwischen Antikommunismus und Stalinismus. Der Kreis um die „Deutsche Woche“, in: Alexander Gallus/Axel Schildt (Hrsg.), *Rückblickend in die Zukunft. Politische Öffentlichkeit und intellektuelle Positionen um 1950 und um 1930*, Göttingen 2011, S. 432-455, und Kroll/Reitz, *Zugänge*, in: Kroll/Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle*, S. 9.

³⁵ Vgl. Axel Schildt, Im Visier: Die NS-Vergangenheit westdeutscher Intellektueller. Die Enthüllungskampagne von Kurt Ziesel in der Ära Adenauer, in: *VfZ* 64 (2016), S. 37-68.

Doch wie wurde man eigentlich Intellektueller? In welchem Modus spielte sich das ab, was Habermas als Institutionalisierung der Intellektuellen-Rolle beschrieb? Auf welche Weise gelang es Intellektuellen, zu berühmten Figuren zu werden, denen man bisweilen sogar zuschreibt, sie hätten den Staat geistig begründet?³⁶

Eine zeithistorische Suche nach Antworten auf diese Frage sollte bei den soziostrukturellen Bedingungen ansetzen: Seit der Zeit um 1900 entwickelte sich zunächst in Frankreich und später auch in Deutschland ein Intellektuellen-Typus, der unabhängig sein wollte, um glaubwürdig zu sein: Ein Kennzeichen seiner Existenz war die berufliche Autonomie.³⁷ Intellektueller war man im „Nebenberuf“, wie es Habermas noch 2006 formulierte.³⁸ Ein großer Teil der Intellektuellen Frankreichs und der frühen Bundesrepublik war an Hochschulen angebunden. Die meisten hatten Lehrstühle inne oder bekleideten Gast- und Ehrenprofessuren. Ähnlich groß war der Anteil derer, die von der Schriftstellerei und der Arbeit für den Rundfunk lebten. Allerdings mussten auch die Bereiche erst unabhängig, frei und demokratisch werden, in denen sich Intellektuelle bewegten, die Medien und die Wissenschaft genauso wie die Kunst. Dies war eine wichtige Voraussetzung dafür, dass öffentliche Interventionen überhaupt erst auf breiter Ebene wahrnehmbar werden konnten.³⁹

Ein Blick auf Leben und Wirken Georg Pichts legt den Schluss nahe, dass es noch eine weitere Bedingung gab, die wohl erst auf Grundlage dieser doppelten Autonomie entstehen konnte. In den frühen Intellektuellen-Soziologien bei Joseph A. Schumpeter und später bei Rainer Lepsius klang dieser Aspekt bereits an. Schumpeter nannte es noch recht unspezifisch: „Macht des gesprochenen und geschriebenen Wortes“.⁴⁰ Lepsius differenzierte diesen Punkt wenig später und sprach von einem Machtgefüge bestehend aus dem geschriebenen Wort, dem gesprochenen Wort und dem Bild.⁴¹ In zeithistorischer Perspektive können wir diesen Aspekt als persönliche Medienpolitik typologisieren. Dabei gilt es, private Verhältnisse genauso in Rechnung zu stellen wie den medialen Wandel in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Denn erst wenn man genügend öffentliche Aufmerksamkeit erzielte, ließen sich gesellschaftliche Debatten, Gesetzesänderungen, Amtsenthebungen und institutioneller Wandel anstoßen. „Der ‚neue‘ Medienintellektuelle betritt die Bühnen der Massenmedien“, schreibt der Sozio-

³⁶ Vgl. Jens Hacke, *Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik*, Göttingen 2006.

³⁷ Vgl. Pierre Bourdieu, Für einen Korporatismus des Universellen, in: Ders., *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, Frankfurt a. M. 2008, S. 523-535, hier S. 524.

³⁸ Habermas, Heinrich Heine, in: Ders., *Schadensabwicklung*, S. 42.

³⁹ Vgl. Hübinger, *Gelehrte*, S. 9-28 und S. 227-247.

⁴⁰ Joseph A. Schumpeter, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, München 1950, S. 237.

⁴¹ Vgl. M. Rainer Lepsius, Kritik als Beruf. Zur Soziologie des Intellektuellen, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16 (1964), S. 75-91, hier S. 89.

loge Andreas Ziemann, „um dort strategisch seine Kritik an resonanzfähige Publikumsmassen zu verbreiten“.⁴²

Am Beispiel Georg Pichts können wir ferner nachvollziehen, wie sich auch das Medienverständnis der Intellektuellen veränderte: In der frühen Bundesrepublik zählte Medienkritik in Intellektuellenkreisen lange Zeit zum guten Ton. Viele warnten davor, dass sich Presse, Radio und Fernsehen zu einer unheiligen Allianz zusammenschließen. Noch als Picht die „Bildungskatastrophe“ ausrief – das Zweite Deutsche Fernsehen war gerade auf Sendung gegangen – prägten Manipulationsverdacht und Vorwürfe der Volksverdummung medienkritische Debatten. Picht jedoch sah in der verbreiteten Medienlandschaft eine Chance für seine Arbeit.⁴³ Für ihn wurde dieses Medienensemble zur Existenzbedingung. Welche Facetten wies nun aber eine solche persönliche Medienpolitik auf? Wie musste sie organisiert sein, um als Intellektueller zu reüssieren?

III. Georg Picht und die Medialität der Bildungspolitik

Schon in seiner Zeit als Schulleiter am Birklehof baute sich Picht ein Mediennetzwerk auf. Als er nach Kriegsende die Universität verließ und sich in den Kopf gesetzt hatte, eine Schule zu gründen, wollte er seine ehrgeizigen Pläne zunächst noch zusammen mit der Evangelischen Kirche umsetzen. Ihm schwebte vor, eine Stiftung aufzubauen, in deren Trägerschaft gleich mehrere Schulen in ganz Deutschland entstehen sollten – mit dem Birklehof als Musterschule. Diese Pläne zerschlugen sich jedoch schnell, und die Kooperation mit der Kirche kam nie zustande. Es blieb bei der Einzelschule in Hinterzarten. Davon ließ sich Picht jedoch nicht beirren. Er suchte nun verstärkt den Weg in die Publizistik und betonte wieder und wieder die Vorzüge der Gemeinschaftserziehung in Internaten. „Immer stärker“ begann Picht, „die Notwendigkeit der Unterrichtsreform auch in der Öffentlichkeit zu erklären“, schrieb der Bildungsforscher und -netzwerker Hellmut Becker 1985 über seinen langjährigen Freund.⁴⁴

1950 erklärte Picht im *Merkur*, Erziehung sei „in den wichtigsten Bereichen eine Kunst des Geschehenlassens, nicht eine Kunst der Formung“.⁴⁵ Er war überzeugt, dass ein „nachbürgerliches Zeitalter“ anbreche, in dem die Familie nicht mehr das Zentrum der Bildungsarbeit sei und Schulen daher viel mehr humanistische Grundlagenarbeit leisten müssten.⁴⁶ Bereits ein Jahr später formulierte Picht zusammen mit den beiden Hochschulprofessoren Carl Friedrich von Weizsäcker und Walter Gerlach die sogenannte Tübinger Resolution, die sich für eine

⁴² Ziemann, *Medienkultur*, S. 304. Vgl. auch Andreas Ziemann *Vom Schreiben, Sprechen und Zeigen. Intellektuelle Medienpraxis*, in: Kroll/Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle*, S. 151-166.

⁴³ Vgl. Picht, *Massenmedien*.

⁴⁴ Hellmut Becker, *Georg Picht als Erzieher*, in: Constanze Eisenbart (Hrsg.), *Georg Picht. Philosophie der Verantwortung*, Stuttgart 1985, S. 15-31, hier S. 21.

⁴⁵ Der Beitrag findet sich abgedruckt in: Georg Picht, *Die Idee des Landeserziehungsheimes*, in: Ders., *Die Verantwortung des Geistes. Pädagogische und politische Schriften*, Olten/Freiburg im Breisgau 1965, S. 21-39, hier S. 28.

⁴⁶ Löwe, *Georg Picht*, S. 523.

Lehrplanreform einsetzte und in der Öffentlichkeit große Resonanz erzielte.⁴⁷ Diese ersten publizistisch-bildungspolitischen Gehversuche waren es schließlich auch, die ihm den Weg in den Deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen ebneten. Auch während dieser Ausschussarbeit suchte er unverzüglich den Weg in die Öffentlichkeit und warb vehement dafür, obrigkeitstaatliche Strukturen im deutschen Bildungssystem hinter sich zu lassen.⁴⁸

Auf dieser Basis konnte Picht sowohl auf bildungspolitischer als auch auf medialer Ebene einige wichtige Kontakte knüpfen. Sie erlaubten es ihm, regelmäßig in öffentlichen Debatten präsent zu sein und ausgewählten Blättern und Sendern initiativ Beiträge vorzuschlagen. So konnte er sich wiederholt sowohl öffentlich als auch in der Gremienarbeit für eine grundlegende Bildungsreform einsetzen. Die Curricula müssten, so Picht, verschlankt, die Kompetenzvermittlung müsse umgestaltet werden. Es dürfe nicht zuvorderst darum gehen, das Gedächtnis zu schulen. Das Verständnis der Schüler habe im Vordergrund zu stehen. In diesem Sinne war auch ein grundlegender Rahmenplan konzipiert, den der Deutsche Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen 1959 für die allgemeinbildenden Schulen vorlegte. Picht hatte daran gewichtigen Anteil. Doch schnell machte sich Enttäuschung über die fehlende Resonanz des Plans breit. Bezeichnend ist, worin Picht die Gründe dafür sah: Die Öffentlichkeitsarbeit rund um das Grundsatzpapier war in seinen Augen ein einziges Desaster. Der kümmerliche Wiederhall in den Medien habe die Wirkungslosigkeit der Pläne besiegelt.⁴⁹ Nur er selbst habe den Plan entsprechend zu promoten versucht.⁵⁰ Picht verabschiedete sich daher 1963 wieder aus dem Gremium und setzte fortan noch viel stärker auf sein eigenes Mediennetzwerk.

In der Netzwerkanalyse und Biografieforschung unterscheidet man zwischen asymmetrischen und symmetrischen Strukturen.⁵¹ Verläuft der Informationsfluss also einseitig oder in mehreren Richtungen? In den 1950er Jahren war Pichts Mediennetzwerk noch eher symmetrisch ausgerichtet. Bis zur Debatte um die deutsche „Bildungskatastrophe“ war es zumeist Picht selbst, der die Initiative ergriff und Textvorschläge ihm bekannten Medienvertretern unterbreitete. Journalisten

⁴⁷ Vgl. Martin Wagenschein, Das Tübinger Gespräch, in: *Die Pädagogische Provinz* 5 (1951), S. 623-628.

⁴⁸ Vgl. Georg Picht, Universität und Schule, in: *Frankfurter Hefte* 1 (1952), S. 16-25.

⁴⁹ Vgl. Reichelt, *Gemeinwesen*, S. 287.

⁵⁰ Vgl. Christ und Welt vom 17.6.1959: „Die Schulreform und ihre Gegner“ (Georg Picht).

⁵¹ Vgl. Marten Düring/Ulrich Eumann, Historische Netzwerkforschung. Ein neuer Ansatz in den Geschichtswissenschaften, in: *Geschichte und Gesellschaft* 39 (2013), S. 369-390; Claire Lemerrier, Formale Methoden der Netzwerkanalyse in den Geschichtswissenschaften. Warum und Wie?, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 23 (2012), S. 16-41; Friedrich Lenger, Netzwerkanalyse und Biographieforschung. Einige Überlegungen, in: Michael Krüger (Hrsg.), *Der deutsche Sport auf dem Weg in die Moderne*. Carl Diem und seine Zeit, Münster 2009, S. 327-333, und Wolfgang Neurath/Lothar Krempel, Geschichtswissenschaft und Netzwerkanalyse. Potenziale und Beispiele, in: Berthold Unfried/Jürgen Mittag/Marcel van der Linden (Hrsg.), *Transnationale Netzwerke im 20. Jahrhundert*. Historische Erkundungen zu Ideen und Praktiken, Individuen und Organisationen, Wien 2008, S. 59-79.

sah er dabei als Brückenpersonen an, die ihm den Zugang in die Medienöffentlichkeit ebneten. Im Verlauf der 1960er Jahre allerdings wurde sein Netzwerk vielseitiger – dies geht aus Pichts Korrespondenzen deutlich hervor. Immer häufiger kamen seitdem die Redakteure auf ihn zu. Pichts Netzwerk verselbständigte sich, und das kam ihm nur entgegen.

Picht hatte nicht nur ein „Austauschpotential“ geschaffen, wie es die Netzwerktheorie formulieren würde, sondern einen Aufmerksamkeitsautomatismus.⁵² Die Kanäle seiner Netzwerkstruktur wurden asymmetrischer. Blicken wir auf Frankreich, so lässt sich schnell feststellen, dass solche Mediennetzwerke noch bis in die 1960er Jahre eher selten waren. Viele Intellektuelle kultivierten weiterhin äußerst wortgewaltig einen Radio- und Fernsehboykott.⁵³ In der Bundesrepublik war man etwas offener. Allerdings setzten sich noch immer viele Intellektuelle dafür ein, zumeist in der Tradition Carl Schmitts, die Massenmedien vollständig zu verstaatlichen.⁵⁴ Dahinter verbarg sich ein hierarchisches Medienverständnis, das auch für Georg Picht trotz aller Asymmetrie seines Netzwerks handlungsleitend war. Die Tradition dieses Denkens reicht bis ins 19. Jahrhundert zurück: Wissenschaftliches Wissen besaß eine übergeordnete, populäres Wissen eine nachgeordnete Stellung. Das Wissenschaftssystem assoziierte man zuvorderst mit Produktion, das Mediensystem mit Vermittlung.⁵⁵

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren viele verschiedene populärwissenschaftliche Magazine entstanden. Sie versorgten die bürgerliche Öffentlichkeit mit neuen Befunden der Wissenschaft. Der Vermittlungsmodus, den wir heute als (Wissenschafts-)Popularisierung kennen, ging genau auf diese Zeit zurück.⁵⁶ Journalisten und auch einige Wissenschaftler versuchten, vermeintlich hermetisches, wissenschaftliches Wissen für die Zwecke der Massenmedien herunterzubrechen und allgemeinverständlich zu vermitteln. Sie wollten, im Idealfall, vereinfachen, ohne zu verfälschen.⁵⁷ Den im ausgehenden 19. Jahrhundert einsetzenden Medienwandel, aus dem vor allem die Massenpresse hervorging, überdauerte dieses Medienverständnis und aktualisierte sich, als in den 1920er Jahren das Radio und in den 1950er Jahren das Fernsehen aufkamen.⁵⁸ Weiterhin

⁵² Lemerrier, Methoden, S. 26.

⁵³ Vgl. Raymond Aron, *Der engagierte Beobachter. Gespräche mit Jean-Louis Missika und Dominique Wolton*, Stuttgart 1983, S. 244-248, und Stefanie Middendorf, *Massenkultur. Zur Wahrnehmung gesellschaftlicher Modernität in Frankreich 1880–1980*, Göttingen 2009, S. 325-413.

⁵⁴ Vgl. Hoeres, Außenpolitik, S. 57-69, und von Hodenberg, Konsens, S. 47 f.

⁵⁵ Vgl. Andreas W. Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1914*, München 2002.

⁵⁶ Vgl. Petra Boden/Dorit Müller (Hrsg.), *Populäres Wissen im medialen Wandel seit 1850*, Berlin 2009.

⁵⁷ Vgl. Peter Weingart, *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*, Weilerswist 2008, S. 233 f.

⁵⁸ Vgl. Jörg Requate, *Kommerzialisierung der Presse im frühen 20. Jahrhundert. Konsumierendes und fragmentiertes Publikum*, in: Clemens Zimmermann (Hrsg.), *Politischer Journalismus, Öffentlichkeiten und Medien im 19. und 20. Jahrhundert*, Ostfildern 2006, S. 121-137;

verstanden viele Intellektuelle und Medientheoretiker das Publikum als weitgehend passiv-rezeptiv, also allein empfangend und aufnehmend.⁵⁹ Auf diese Weise schlich sich ein Medienverständnis ein, das oft nur eine Kommunikationsrichtung kannte: von oben nach unten, von der Wissenschaft in die Öffentlichkeit. Die vielen Rückkopplungseffekte beachtete man hingegen nur selten.⁶⁰

Für Georg Picht und viele andere Intellektuelle der Zeit waren solche Auffassungen typisch. Dies zeigte sich schon in der Vorgeschichte zu Pichts Coup mit der „Bildungskatastrophe“. Im April 1961 lud der Hessische Rundfunk Picht zu einem Streitgespräch im Radio ein – zusammen mit Helmut Schelsky. Dieser hatte in seinem Buch „Anpassung oder Widerstand?“ Pichts bildungspolitische Pläne scharf kritisiert.⁶¹ Doch Picht lehnte ab. Interessant ist nun, wie er seine Absage begründete. Picht glaubte, es sei eine „wissenschaftliche Kontroverse“, die es allein im privaten Gespräch zu klären gelte, nicht vor einem Massenpublikum. Die Erträge einer solchen Unterredung würden sich dann schon von selbst in den jeweiligen Arbeiten der Wissenschaftler niederschlagen. „Aber die öffentliche Auseinandersetzung über unsere verschiedenen Standpunkte“, so Picht in seinem Antwortschreiben an den Hessischen Rundfunk, „sollte von anderen geführt werden“.⁶²

Zwei Jahre später veröffentlichte Picht seine berühmte Artikelserie zur „Bildungskatastrophe“ in *Christ und Welt*, dem damals auflagenstärksten politischen Wochenblatt. Und auch hier lässt sich sein hierarchisches Medienverständnis deutlich erkennen. Pichts These war simpel und alarmierend zugleich: Das deutsche Bildungssystem produziere nicht genug qualifizierten Nachwuchs, weshalb schon in wenigen Jahren schwerer wirtschaftlicher Schaden drohe, wenn sich nicht die Zahl der Abiturienten und Lehrkräfte mindestens verdopple. Internationale Vergleiche zeigten einen erschreckenden Rückstand der Bundesrepublik. Hinzu kämen Defizite in der sozialen Gerechtigkeit, die sich im Grunde nur durch stärkeres Eingreifen des Bunds beheben ließen.⁶³

Inge Marszolek/Adelheid von Saldern, Mediale Durchdringung des deutschen Alltags. Radio in drei politischen Systemen (1930er bis 1960er Jahre), in: Ute Daniel/Axel Schildt, Massenmedien im Europa des 20. Jahrhunderts, Köln u. a. 2010, S. 84-120, und Uwe Hasebrink/Hanna Domeyer, Die Konstruktion europäischer Fernsehpublika, in: Ebenda, S. 121-148.

⁵⁹ Vgl. Hannig, Religion, S. 68-77.

⁶⁰ Vgl. Irmela Schneider, Konzepte vom Zuschauen und vom Zuschauer, in: Dies./Peter M. Spangenberg (Hrsg.), Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 1, Wiesbaden 2002, S. 245-269, und Irmela Schneider, Passiv und gebildet, aktiv und diszipliniert. Diskurse über den Zuschauer und das Zuschauen, in: Dies./Torsten Hahn/Christina Bartz (Hrsg.), Medienkultur der 60er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 2, Wiesbaden 2003, S. 73-98.

⁶¹ BArch, N 1225/13, Gerd Kadelbach an Picht, 17.4.1961. Vgl. auch Helmut Schelsky, Anpassung oder Widerstand? Soziologische Bedenken zur Schulreform, Heidelberg 1961.

⁶² Auch wenn Picht hier möglicherweise einer Konfrontation mit Schelsky aus dem Weg gehen wollte, zeigt auch seine nur vorgeschobene Erklärung dieses spezifische Medienverständnis an; BArch, N 1225/13, Picht an Gerd Kadelbach, 19.5.1961.

⁶³ Die Serie erschien wenig später auch im Taschenbuchformat: Georg Picht, Die deutsche Bildungskatastrophe, Olten 1964.

Um diese Botschaft einem möglichst breiten Publikum zu vermitteln, hatte der Chefredakteur des nationalliberal-konservativen Wochenblatts, Giselher Wirsing,⁶⁴ sogar eigens eine Werbekampagne mit Anzeigen und Werbezetteln lanciert. Die Redaktion wusste: Der alarmistische Grundton der Serie enthielt reichlich Zündstoff. Hinzu kam, dass die *Bild-Zeitung* die vier *Christ und Welt*-Artikel Pichts auch für ihre Leser in einer Zusammenfassung aufbereitete.⁶⁵

Dass Pichts Zahlen und Analysen nicht neu waren, ist mittlerweile hinlänglich bekannt. Sie basierten größtenteils auf Daten, welche die Kultusministerkonferenz erstellt und 1963 bereits präsentiert hatte.⁶⁶ Aber um diese Details soll es hier nicht gehen. Im Hinblick auf die Leitfrage ist vielmehr Pichts Medienpolitik von Interesse. So verrät uns bereits die vorbereitende Korrespondenz zwischen Picht und Wirsing einiges über das damals typisch hierarchische Medienverständnis vieler Intellektueller.⁶⁷ Als Picht die fertigen Manuskripte an Wirsing übersandte, kommentierte er seine Texte wie folgt: „Zum Stil ist zu bemerken, dass ich mich absichtlich aus, wenn Sie wollen, demagogischen Gründen einer gewissen Wiederholungstechnik bedient habe. Ich glaube, dass man bestimmte Slogans nur durch Wiederholung in die zerfahrenen Köpfe durchschnittlicher Leser einrammen kann.“⁶⁸

In diesen Worten klingen gleich mehrere Facetten von Pichts persönlicher Medienpolitik an: zum einen journalistische Schreibtechniken – oder zumindest das, was er dafür hielt; zum anderen ein Popularisierungskonzept, das von einer verminderten Auffassungsgabe durchschnittlicher Zeitungsleser ausging und deshalb auf vermeintlich niedere Stilelemente wie Wiederholungen und Slogans zurückgriff.⁶⁹ Die Vehemenz, mit der Picht diese Auffassung auch in anderen Kontexten kommunizierte, legt zudem den Schluss nahe, dass dahinter letztlich

⁶⁴ Zur Karriere Wirsings vom SS-Sturmbannführer und NS-Vorzeigejournalisten zum Chefredakteur von „Christ und Welt“ vgl. Matthias Weiß, Journalisten. Worte als Taten, in: Norbert Frei (Hrsg.), Hitlers Eliten nach 1945, München 2004, S. 218-268, hier S. 235-238.

⁶⁵ BArch, N 1225/217 Schreiben der Bild-Redaktion an Picht, 31.3.1964.

⁶⁶ Vgl. Tenorth, Bildungskatastrophe, S. 81; Rudloff, Georg Picht, in: Bauer u. a. (Hrsg.), Gesichter der Zeitgeschichte, S. 283; Sven Bergmann, Die Diskussion um die Bildungsreform in der Nachkriegszeit (Georg Picht), in: Norbert Friedrich/Traugott Jähnichen (Hrsg.), Gesellschaftliche Neuorientierungen des Protestantismus in der Nachkriegszeit, Münster 2002, S. 101-126, und Teresa Löwe: „...es geht um den Menschen und um die Wahrheit“. Zur Vorgeschichte von Georg Pichts Bildungskatastrophe, in: Vorgänge 42 (2003), S. 67-75.

⁶⁷ Beide kannten sich aus ihrem gemeinsamen Engagement im elitären Ettlinger Kreis, dem Unternehmer und namhafte Bildungsexperten angehörten, darunter der Industrielle Hans Freudenberg und der Jurist Hellmut Becker. Giselher Wirsing betrieb damals für den Kreis öffentliche Lobbyarbeit in „Christ und Welt“, Marion Dönhoff in der „Zeit“; vgl. Bergmann, Diskussion, in: Friedrich/Jähnichen (Hrsg.), Gesellschaftliche Neuorientierungen, S. 120-123.

⁶⁸ BArch N 1225/25, Picht an Giselher Wirsing, 10.12.1963.

⁶⁹ Nach Auskunft seiner damaligen Mitarbeiterin Constanze Eisenbart hatte Picht außerordentlich viel Zeit damit verbracht, die richtigen Formulierungen zu finden. Einzelne Passagen habe er bis zu achtmal überarbeitet; vgl. Radkau, Geschichte, S. 213.

eine zutiefst elitäre Grundhaltung steckte, in der sich seine sozialen Prägungen und sicher auch die kulturelle Exklusivität des George-Kreises widerspiegeln.⁷⁰

Gewiss, Veröffentlichungen in den Massenmedien verlangten zumeist, den Sprachstil anzupassen. Dieser musste zwar nicht unbedingt besonders reißerisch daherkommen, dafür aber pointiert.⁷¹ Dass sich Picht einen solchen Stil gezielt anzueignen versuchte, um sich damit anschließend in verschiedenen Medienorganen Gehör zu verschaffen, wird an vielen Stellen seiner Korrespondenz deutlich. So schrieb er kurz vor Erscheinen der „Bildungskatastrophe“ an Theodor W. Adorno:

„Sie werden demnächst von mir eine Artikelserie – ausgerechnet in Christ und Welt – zugesandt bekommen [...]. Der Stil, den ich mir angewöhnen mußte, wird sie entsetzen. Aber man darf sich auch vor den groben Mitteln der Demagogie nicht scheuen, wenn man in unserer Gesellschaft mächtige kollektive Vorurteile zertrümmern und den politischen Bodensatz bewegen will.“⁷²

Picht versuchte hier ganz offensichtlich, sich kokett und entschuldigend dafür zu erklären, dass er sich in die Niederungen des populären Schreibens herabgegeben habe. Dabei war er es, der genau diesen Stil als einen zeittypischen Intellektuellen-Jargon prägte.

Pichts stilistische Anpassung war streng rezeptionsorientiert. Zum einen sollte sie ihm die Türen zu möglichst vielen verschiedenen Medienorganen öffnen, zum anderen ging es ihm darum, eine möglichst breite Aufmerksamkeit zu erzielen und auch den durchschnittlichen Boulevard-Leser anzusprechen. Bezeichnend ist, dass sich Picht nahezu gebetsmühlenartig in fast jedem Brief, der auf dieses Thema bezogen war, in Salvierungsklauseln erging. Er stellte seinen Stil als Rolle dar, die er nur nach einer Kosten-Nutzen-Abwägung zu spielen bereit war. Typisch dafür waren Äußerungen, die wir ebenfalls im Nachklapp zu seiner „Bildungskatastrophe“ finden. So rühmte sich Picht zunächst in einem Schreiben an den Soziologen Ernst August Jüres: „Nachdem die BILD-Zeitung meinen Ball aufgefangen hat, hoffe ich, daß auch die Politiker hellhörig werden, die für Anderes kein Ohr mehr haben.“ Im Anschluss schob er jedoch nach: „Man muß eben Gefühl haben und sich für die seltsamen Sphären, in die man gerät, nicht zu fein dünken.“⁷³

⁷⁰ Vgl. Raulff, Kreis, S. 458-477.

⁷¹ Vgl. Franz L. Neumann, Intellektuelle und politische Freiheit, in: Theodor W. Adorno/Walter Dirks (Hrsg.), Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 1: Sociologica. Aufsätze, Max Horkheimer zum sechzigsten Geburtstag gewidmet, Frankfurt a. M. 1955, S. 157-170, hier S. 168. Zu Neumann vgl. Anselm Doering-Manteuffel, Protagonist kritischer Demokratiewissenschaft zwischen Weimar, Washington und West-Berlin. Franz L. Neumann (1900-1954), in: Bastian Hein/Manfred Kittel/Horst Möller (Hrsg.), Gesichter der Demokratie. Porträts zur deutschen Zeitgeschichte, München 2012, S. 161-174.

⁷² BArch, N 1225/217, Picht an Theodor W. Adorno, 17.1.1964.

⁷³ BArch, N 1225/218, Picht an Ernst August Jüres, 19.2.1964.

Es war jedoch nicht allein die Presse, die über die öffentliche Agenda bestimmte. Das Radio war ein nicht weniger wichtiges Leitmedium.⁷⁴ Daher kam es vor allem darauf an, gleichzeitig in den verschiedenen Formaten des gesamten Medienensembles präsent zu sein. Georg Picht hatte das aufmerksam registriert und kultivierte dahingehend ein zielgerichtetes medienstrategisches Denken. 1962 hatte sich Picht im Frankfurter Opernkaffee mit Gerd Kadelbach, Redakteur des Hessischen Rundfunks, getroffen. Picht bot dem Sender während des Gesprächs eine „kritische Sendung“ an, wie er es nannte, und zwar zum „System des Kulturföderalismus“. Damit wollte er ein Kernargument für seine spätere Analyse zur „Bildungskatastrophe“ vorbringen: Die Kulturhoheit der Länder blockiere die Bildungsplanung. Dieses Thema sei doch, spöttelte Picht, beim Radio ein Tabu, schließlich sei ja der öffentlich-rechtliche Rundfunk die Verkörperung des bundesdeutschen Kulturföderalismus.⁷⁵ Kadelbach sagte zu, auch weil er vermeiden wollte, dass er mit Picht ein Zugpferd für sein Programm verlor. Das interessante an dieser Auseinandersetzung ist, dass Picht daraufhin erläuterte, parallel einen Artikel zum gleichen Thema in der *Zeit* veröffentlichen zu wollen. Die Originalität der Hörfunksendung war für den Hessischen Rundfunk dahin. Doch darum ging es Picht letztlich nicht. Vielmehr tatierte er genau aus, wo er seine Themen zu platzieren, wie er jeweils zu formulieren und wie häufig er seine Argumente zu wiederholen hatte, um den größtmöglichen Einfluss zu erzielen.

In diesem Sinne rief er wenig später den Intendanten des Westdeutschen Rundfunks (WDR), Klaus von Bismarck, zu einer Art konzertierten Medienaktion auf. Picht hielt Hörfunk und Fernsehen an, „sich dieser Sache in großem Umfange“ anzunehmen. Gemeint war damit die Bildungspolitik an sich. „Ich denke dabei besonders auch an das Fernsehen“, schrieb Picht, „weil sich Statistiken im Fernsehen so gut darstellen lassen“.⁷⁶ Rund um die „Bildungskatastrophe“ zielte Pichts Medienstrategie also darauf ab, die verschiedenen Formate zu einem Medienverbund zu verschalten, der seine Argumente auf allen Kanälen brachte. gelang ihm dies nicht, so zeigte er sich verstimmt. Nachdem einem Artikel im *Merkur* die erwünschte Aufmerksamkeit verwehrt blieb, schrieb er entnervt an die Redaktion:

„[I]ch muß den politischen Freunden recht geben, die mich schon vor Erscheinen [meines Artikels] gefragt haben, warum ich denn so töricht gewesen sei, eine solche Sache im Merkur, und das bedeutet ‚unter Ausschluß der Öffentlichkeit‘, zu publizieren. Ich kann nicht umhin, die Feststellung zu tun, daß man Sachen, die politische Wirkung tun sollen, nicht an den Merkur geben darf.“⁷⁷

⁷⁴ Vgl. Axel Schildt, *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre*, Hamburg 1995, S. 209-261, und ders., *Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten zu einer künftigen Geschichte der Öffentlichkeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), S. 175-206.

⁷⁵ BArch, N 1225/13, Picht an Gerd Kadelbach, 22.1.1962.

⁷⁶ BArch, N 1225/24, Picht an Klaus von Bismarck, 27.3.1963.

⁷⁷ Deutsches Literaturarchiv Marbach (künftig: DLA), D: Merkur – Georg Picht an Merkur (1949–1979), Picht an Hans Paeschke vom 25.10.1964.

In gewissem Maße dürfen wir Pichts Ärger jedoch relativieren, wurde der *Merkur* doch über die Jahre eine Art Hausblatt für ihn.⁷⁸ So schrieb er in den Folgejahren so viele Artikel im *Merkur*, dass sich Hans Paeschke, Mitbegründer und Chefredakteur des Blatts, gar um eine „Ver-Pichtung“ seiner Zeitschrift sorgte.⁷⁹

Blicken wir an dieser Stelle aber noch einmal zurück auf die Eigenschaften von Pichts Medienpolitik: Wollte man als Intellektueller dauerhaft und sichtbar in der Medienöffentlichkeit präsent sein, so mussten sich die eigenen Arbeitsschwerpunkte in öffentliche Trends einfügen, oder aber so fulminant einschlagen, dass sie selbst neue Akzente setzten.⁸⁰ Der „Rahmenplan zur Umgestaltung und Vereinheitlichung des allgemeinbildenden öffentlichen Schulwesens“ aus dem Jahr 1959 beispielsweise, an dem Picht maßgeblich mitgearbeitet hatte, erzielte damals nicht die erhoffte breite Resonanz.⁸¹ Doch er sensibilisierte für bildungspolitische Fragen, auch weil zeitgleich der öffentliche Streit um die Konfessionsschule aufkam. Die sich daran anschließenden Debatten vereinten Bildungskritiker, die teils aus Lagern des Religionsjournalismus, teils aus etablierten Intellektuellenkreisen stammten.⁸² Für die *Spiegel*-Redakteure Werner Harenberg und Wolfgang Becker reifte die mediale Auseinandersetzung gar zu einem „wahrhaften Kreuzzug“.⁸³ Ein Jahr vor Pichts „Bildungskatastrophe“ fragte der *Stern* in einer provokanten Reportage: „Sind Katholiken dümmer?“⁸⁴

Ein genauerer Blick auf Pichts Vorgehen zeigt, dass er seine Expertise dafür nutzte, die Bildungspolitik überhaupt erst zu einem medienkompatiblen Gegenstand zu formen. Damit stand er freilich nicht allein. Vor allem Gremien wie der Deutsche Bildungsrat als Einrichtung wissenschaftlicher Politikberatung verfolgten ganz ähnliche Ziele. Sie organisierten sich im Grenzbereich von Politik, Wissenschaft und Öffentlichkeit und versuchten, von dort Bildungsforschung sowohl politisch als auch öffentlich in Szene zu setzen.⁸⁵ Picht selbst erzeugte diese

⁷⁸ Vgl. Friedrich Kießling, Fruchtbare Zerrissenheit. Der Merkur in der frühen Bundesrepublik, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 8 (2014), S. 87-100.

⁷⁹ BArch, N 1225/221, Hans Paeschke an Picht, 6.11.1970.

⁸⁰ Mediensoziologische Studien haben ergeben, dass in erster Linie sozialwissenschaftlich orientierte Generalisten gute Aussichten hatten, als öffentliche Intellektuelle erfolgreich zu sein. Sozialwissenschaftliches Wissen, so die These, scheint in der Öffentlichkeit näher am Alltagswissen zu liegen als zum Beispiel Erkenntnisse der Naturwissenschaften; vgl. Weingart, Stunde, S. 264 f., und Hartmut Weßler, Die journalistische Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens und ihre Bedeutung für gesellschaftliche Diskurse, in: Publizistik 40 (1995), S. 20-38.

⁸¹ Vgl. Wilfried Rudloff, Bildungsplanung in den Jahren des Bildungsbooms, in: Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Teppe (Hrsg.), Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn 2003, S. 259-282.

⁸² Vgl. Hannig, Religion, S. 212 f.

⁸³ Spiegel vom 10.5.1965: „Hausmitteilung. Datum: 10. Mai 1965 Betr.: Kreuzzug“. Im Anschluss daran veröffentlichte der Spiegel zum Thema „Konfessionsschule“ zwei Titelgeschichten: vom 12.5.1965: „Konfessionsschulen. Heiliger Atem“, und vom 8.5.1967: „Konfessionsschulen. Auf dem Rückzug“.

⁸⁴ Vgl. Stern vom 10.11.1963: „Sind Katholiken dümmer?“.

⁸⁵ Vgl. Wilfried Rudloff, Wieviel Macht den Räten? Politikberatung im bundesdeutschen Bildungswesen von den fünfziger bis zu den siebziger Jahren, in: Stefan Fisch (Hrsg.), Experten

Medienkompatibilität von Bildungsthemen, indem er auf sein Mediennetzwerk zurückgriff und in Artikeln und persönlichen Korrespondenzen Bildungsfragen zu genuin medienöffentlichen Fragen erklärte.

In einem Schreiben an Brigitte Beer, die für Bildungspolitik verantwortliche Redakteurin der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ), hielt er zerknirscht fest, dass „unserer politischen Führung die kulturpolitischen Tatsachen weithin unbekannt“ seien. „Selbst auf Leute, die sonst hervorragend informiert sind, hat mein Aufsatz [zur ‚Bildungskatastrophe‘] wie ein Schock gewirkt.“ In der Conclusio erklärte er daher die Presse zur Hauptverantwortlichen für das schulpolitische Desaster. 1963 gab die Kultusministerkonferenz die „Bedarfsfeststellung 1961 bis 1970“ für das Schulwesen, die Wissenschaft und Lehrerbildung heraus, mit deren Hilfe man den Ausbau der Studienplätze planen wollte.⁸⁶ Diese zog Picht als Beispiel heran, um darauf aufmerksam zu machen, was die journalistische Zunft alles versäumt habe:

„Das führt mich von Neuem zu der Feststellung, daß unsere Presse in Sachen Kulturpolitik erbärmlich versagt hat. Es ist in keinem anderen Kulturstaat denkbar, daß die nackten Tatsachen über einen lebenswichtigen Sektor unseres Staates der Öffentlichkeit systematisch vorenthalten werden. Als Beispiel brauche ich nur die Behandlung der Bedarfsfeststellung durch die FAZ zu nennen. [...] Die Presse trägt deshalb für den katastrophalen Zustand keine geringere Verantwortung als der Kultusminister.“⁸⁷

Damit hatte er zum einen fast schon aggressiv betont, wie attraktiv das Thema Bildungspolitik doch eigentlich für die Medien sein müsste. Zum anderen versuchte er, seine Prominenz und Autorität zu nutzen, Redakteure mit in die Verantwortung zu nehmen und auf seine Seite zu bringen. Picht schien überzeugt, dass erfolgreiche Bildungspolitik auch von der Publizistik abhing. Es sei wichtig, appellierte er an den WDR-Intendanten von Bismarck, dass sich auch Rundfunk und Fernsehen der Angelegenheit in großem Umfang annähmen. „Es ist ja doch eine einzigartige Gelegenheit [...]. Ich glaube, daß unsere politische und wirtschaftliche Zukunft weitgehend davon abhängen wird, ob wir die Gelegenheit jetzt beim Schopf ergreifen.“⁸⁸

Picht ging es jedoch nicht ausschließlich um Publizität – das ist kein Widerspruch, sondern passte ins System. Sein Vorgehen wurde nämlich erst dadurch zur Strategie, dass er stets gezielt austarierte, wann er die Öffentlichkeit einbezie-

und Politik. Wissenschaftliche Politikberatung in geschichtlicher Perspektive, Berlin 2004, S. 153-188, hier S. 183 f.

⁸⁶ Vgl. Bernhard von Mutius/Wolf Mohr, Bedarfsfeststellung 1961 bis 1970 für Schulwesen, Lehrerbildung, Wissenschaft und Forschung, Kunst und Kulturpflege, Stuttgart 1963.

⁸⁷ BArch, N 1225/24, Picht an Brigitte Beer, 28.10.1963. Wenige Jahre zuvor hatte Picht bereits ganz ähnlich argumentiert, die Hauptverantwortlichen sah er hier allerdings noch in der Bundespolitik; vgl. Die Zeit vom 11.5.1962: „Kulturpolitik ist große Politik. So wie bisher darf es nicht weitergehen“ (Georg Picht).

⁸⁸ BArch, N 1225/24, Picht an Klaus von Bismarck, 27.3.1963.

hen und wann er sie ausschließen musste. Bei seinen vielen Beiratstätigkeiten etwa schien er sich in seiner Rolle im Verborgenen äußerst wohl zu fühlen. „Das Erfreulichste von allem, was ich tue, ist meine Tätigkeit im kulturpolitischen Beirat des Stuttgarter Ministeriums“, schrieb er 1965. „Hier wird in aller Stille und unter sorgfältiger Vermeidung der großen Glocke die komplette Durchführung meiner Vorschläge für das Land Baden-Württemberg vorbereitet. Man muß das sehr leise behandeln“, erläuterte er sein Kalkül, „um zu verhindern, daß die politische Gegnerschaft sich formiert“. Der Erfolg seiner Arbeit, so glaubte Picht, bestätigte ihn in seiner Vorgehensweise:

„Für mich ist es [...] eine schöne und manchmal ganz atemberaubende Erfahrung, zu sehen, wie Dinge, die ich mir hier an meinem Schreibtisch ausgedacht habe, nun tatsächlich in die Praxis umgesetzt werden. Es ist auch schön, die Erfahrung zu machen, daß meine Vorschläge sich in der Diskussion mit teils willigen teils widerwilligen Experten durch reine Kraft der Logik durchsetzen.“⁸⁹

Die Zeit nach seinem Coup mit der „Bildungskatastrophe“ war für ihn eine Ochsentour durch Kultusministerien, Parlamente und Fraktionen. Kaum ein bildungspolitisches Podium fand statt, ohne dass Picht auftrat. Parteipolitisch hatte er dabei kaum Präferenzen. Ihm ging es darum, die richtigen Kontakte auf allen Seiten zu knüpfen. Auf Seiten der CDU wandte er sich an Paul Mikat und Wilhelm Hahn. In der SPD-Bundestagsfraktion fand er in Ulrich Lohmar und Fritz Erler zwei Mitstreiter. Hildegard Hamm-Brücher kooperierte mit ihm von Seiten der FDP. Allerdings musste er mit der Zeit erkennen, dass sein Engagement, kaum hatte es an Fahrt aufgenommen, bereits wieder in der Ministerialbürokratie versandete. Pichts Arbeit im Beirat für Bildungsplanung Baden-Württemberg hatte mit viel Schwung begonnen. Konzepte, die er zusammen mit Dahrendorf und anderen entwickelt hatte, stießen eine breite schulpolitische Bildungsexpansion an. Doch schon bald liefen die Planungen und Gesetzgebungen, vor allem in der Hochschulpolitik, an den Beratern vorbei. Beide, Picht und Dahrendorf, zerrieben sich in den Mühlen der Bürokratie, was für Picht mit reichlich Enttäuschung und Ernüchterung verbunden war.⁹⁰ Er sah die Gefahr, zu einer kulturpolitischen „Dekorationsfigur“ zu werden, weshalb er sich Ende der 1960er Jahre immer weiter aus den Bildungsdiskussionen und entsprechenden Gremien zurückzog.⁹¹

IV. Die politischen Laugen der „protestantischen Mafia“

Wie stark Picht sein medienstrategisches Denken verinnerlicht hatte, zeigte sich an seinem kirchlichen Engagement. Auch hier verfolgte er eine Doppelstrategie aus medienöffentlicher Meinungsarbeit und Beratung im Hintergrund. Als Leiter

⁸⁹ BArch, N 1225/166, Picht an Heinrich Westphal, 12.8.1965.

⁹⁰ Vgl. Rudloff, Georg Picht, in: Bauer u. a. (Hrsg.), *Gesichter der Zeitgeschichte*, S. 287 f. Vgl. auch Rudloff, *Macht den Räten*, in: Fisch (Hrsg.), *Experten und Politik*.

⁹¹ BArch, N 1225/115, Picht an Heinrich Westphal, 20.12.1968.

der 1957/58 gegründeten FEST saß der Protestant Picht an einer Schnittstelle zwischen Kirche und Wissenschaft, Theorie und Praxis.⁹² Er machte die Heidelberger Einrichtung zu einer protestantischen Denkfabrik, die sowohl Kirchen als auch Politik beriet, öffentliche Denkanstöße gab und wissenschaftliche Forschung betrieb.⁹³ Pichts Engagement und seine Netzwerke schlugen bisweilen so hohe Wellen, dass ihn der Mäzen und Publizist Claus Grossner 1970 gar zum „theoretische[n] Kopf“ einer „protestantischen Mafia“ erklärte, zu der ansonsten noch Carl Friedrich von Weizsäcker, Klaus von Bismarck, Hellmut Becker und Ludwig Raiser gehörten.⁹⁴ Hinzuzählen müssen wir sicher auch noch Wolf Häfele, Hartmut von Hentig, Marion Dönhoff und einige andere.⁹⁵ Vielen ging der bildungsprotestantische Beratungseifer offensichtlich schon damals zu weit. Grossner fragte sich, welcher „Instanz“ denn am Ende die „wissenschaftlichen Eliten Rede und Antwort“ zu stehen hätten.⁹⁶

Es war also nicht Dahrendorf, der den Begriff der „protestantischen Mafia“ 1997 prägte. Dies hatten einige Journalisten behauptet, als 2010 der Missbrauchsskandal an der Odenwaldschule durch die Medien ging und das protestantisch-elitäre Bildungsbürgertum um Becker, von Hentig und auch Picht in die Kritik geriet. Schnell hatte man sie als George-Schüler ausgemacht, die angeblich braunen Sümpfen entstammten, Bildung psychologisierten und Homoerotik förderten.⁹⁷ Dahrendorf versuchte vielmehr, die mehr als 25 Jahre alte Schmähung positiv umzudeuten, indem er die einzelnen protestantischen Mafiosi zu Hütern einer wie auch immer gearteten öffentlichen Moral verklärte.⁹⁸ In den stark moralisierenden Debatten um die Missbrauchsfälle war dies eine gefährliche Fallhöhe.

Gleichwohl ranken sich um diese „protestantische Mafia“ einige Legenden. In Forschungsarbeiten wird sie meist nur erwähnt, nicht genauer untersucht. In einem Punkt scheint man sich jedoch einig zu sein, und zwar darin, dass ihr Einfluss groß war. Wirklich nachgewiesen hat dies bislang jedoch niemand. Meistens bleibt es bei thesenartigen bis suggestiven Feststellungen, wie etwa die, dass es in der „Bonner Republik“ kaum ein bildungspolitisches Gremium gegeben habe, in

⁹² Vgl. Thomas Mittmann, *Kirchliche Akademien in der Bundesrepublik. Gesellschaftliche, politische und religiöse Selbstverortungen*, Göttingen 2011, S. 20.

⁹³ Dies erläuterte Claudia Lepp in ihrem Vortrag: „Die FEST als politische Denkfabrik“ auf der Heidelberger Tagung „Zeitdiagnose. Tagung zum 100sten Geburtstag von Georg Picht“, 5./6.7.2013. Vgl. auch Reichelt, *Gemeinwesen*, S. 288-290.

⁹⁴ Die Zeit vom 27.3.1970: „Philosophie in Deutschland. Herrschaft der Philosophenkönige?“ (Claus Grossner).

⁹⁵ Vgl. Raulff, *Kreis*, S. 458-496.

⁹⁶ Die Zeit vom 27.3.1970: „Philosophie in Deutschland“. Vgl. auch Wilfried Rudloff, *Verwissenschaftlichung der Politik? Wissenschaftliche Politikberatung in den sechziger Jahren*, in: Peter Collin/Thomas Horstmann (Hrsg.), *Das Wissen des Staates. Geschichte, Theorie und Praxis*, Baden-Baden 2004, S. 216-257.

⁹⁷ Vgl. Die Zeit vom 25.3.2010, „Protestantische Mafia“. Im Missbrauchsskandal an der Odenwaldschule schauen das aufgeklärte, liberale Deutschland und seine Elite in den Abgrund“, und Der Freitag vom 4.11.2013: „Der ‚Salemer‘ Geist und das Dritte Reich“.

⁹⁸ Vgl. Der Spiegel vom 15.1.1997: „Die wahre Revolution. Der Soziologe Lord Ralf Dahrendorf über Erfolge und Aufgaben der deutschen Politik“.

dem Becker und Picht nicht vertreten waren.⁹⁹ Auch hier kann nicht der Ort sein, den Einfluss der protestantischen „Strippenzieher“ und „Spinnen im Netz“ eingehend zu prüfen.¹⁰⁰ Sehr wohl lässt sich allerdings klären, worin eigentlich Pichts vermeintlich mafioses Treiben bestand und welcher Strategien er sich dabei bediente.

Seine Forschungsstätte beriet die innerhalb der Evangelischen Kirche Deutschland (EKD) reichlich umstrittene Militärseelsorge in der Bundeswehr, betrieb interdisziplinäre und ökumenische Studien zur Friedensforschung, begutachtete Gesetzgebungsverfahren und organisierte Gesprächskreise zwischen Physikern und Theologen;¹⁰¹ dabei ging es zumeist um Verantwortung in den Naturwissenschaften.¹⁰² Picht hatte in kirchlichen Kreisen den Ruf eines Medienprofis. Daher baten ihn der Rat der Evangelischen Kirche und einzelne Landesbischöfe immer wieder, sie dabei zu unterstützen, öffentliche Stellungnahmen zu formulieren und möglichst wirksam zu verbreiten.

Zugleich entwickelte sich die FEST zu einer „exklusive[n], von außen nicht jedermann zugängliche[n] Kaderschmiede innerhalb des deutschen Protestantismus“, wie der Historiker Anselm Doering-Manteuffel feststellte. Immer stärker „verzahnt[e]“ sie sich „mit den Gremien der EKD“.¹⁰³ Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang ein Briefwechsel Pichts mit Richard von Weizsäcker, damals noch in seiner ersten Amtszeit als Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentags. Picht erörterte hier abstrakt, aber recht unverblümt, mit welchen Medienstrategien sich bestimmte Themen und Ansichten durchsetzen ließen. Im Sommer 1966 schrieb er:

„Im übrigen ist es evident, daß der Kirchentag allenfalls das Klima für eine spätere politische Willensbildung vorbereiten kann. Er ist nicht der Rahmen für eine direkte politische Aktion, aber er kann die öffentliche Meinung für eine solche Aktion prädisponieren. [...] Man könnte einen Kreis von Leuten versammeln, [...] die dann die Aufgabe hätten, dafür zu sorgen, dass in möglichst breiter Stimmung in der gesamten Presse, in den anderen Massenmedien und bei den sonst für die öffentliche Meinungsbildung wichtigen Stellen unsere Gedanken so verbreitet werden, dass niemand recht weiß, woher sie kommen, sondern alle der

⁹⁹ Vgl. Raulff, Kreis, S. 483; und diese Position übernehmend vgl. Reichelt, Gemeinwesen, S. 286.

¹⁰⁰ Vgl. Die Zeit vom 16.5.2013: „Der Strippenzieher“, und Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) vom 29.7.2013: „Eine deutsche Bildungskatastrophe“.

¹⁰¹ Dazu finden sich ebenfalls Erläuterungen im Vortrag von Claudia Lepp „Die FEST als politische Denkfabrik“. Vgl. auch Hagen Stöckmann, Bürger und Uniform. Die Kommission zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr um Georg Picht, in: Kuhle-mann/Schäfer (Hrsg.), Kreise, S. 245-273.

¹⁰² Vgl. Elke Seefried, Zukünfte. Aufstieg und Krise der Zukunftsforschung 1945–1980, Berlin/Boston 2015, S. 89-91.

¹⁰³ Anselm Doering-Manteuffel, Verstrickung und Verdrängung. Seitenblicke auf den westdeutschen Protestantismus nach 1945, in: Tobias Sarx/Rajah Scheepers/Michael Stahl (Hrsg.), Protestantismus und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte von Kirche und Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 2013, S. 281-291, hier S. 288.

Meinung sind, sie hätten diese Gedanken selbst erfunden. So könnte man dann gleichsam die Lauge herstellen, aus der sich eine Politik kristallisiert.“¹⁰⁴

Vermarktungsstrategen würden diese Vorgehensweise heute wohl als virales Marketing beschreiben. Als Historiker können wir hier einen Blick hinter die Kulissen der „protestantischen Mafia“ werfen und sehen, wie einzelne Mitstreiter ihr fest geknüpftes Netzwerk einsetzten, um die Öffentlichkeit zu lenken, zu beeinflussen und eine protestantische Identität zu pflegen. Der Briefwechsel Picht – Weizsäcker verrät allerdings noch viel mehr, und zwar darüber, wie sich kirchliche Einrichtungen in die Mediengesellschaft einpassten. Kirchentage genauso wie kirchliche Akademien entwickelten sich im Verlauf der 1960er Jahre zu Laboratorien und Foren des Protestantismus, in denen sich allmählich dialogische Prinzipien durchzusetzen begannen.¹⁰⁵

Dazu müssen wir sicherlich auch Vermarktungskalküle zählen, die erfahrene protestantische Medienstrategen wie Picht einbrachten. Was sich in Form einer persönlichen Medienpolitik individuell erfolgreich betreiben ließ, schien institutionell ebenso vielversprechend. Picht ist daher auch als Steuermann eines protestantischen *Think Tanks* zu sehen, der den Kirchen den Wandel der Öffentlichkeit erklärte und ihn zugleich als Chance propagierte.¹⁰⁶ Im Zirkel der protestantischen Intellektuellen war Picht aber sicherlich derjenige, der die Schraube des publizistischen *Campaignings* am weitesten drehte. Schon kurz nach Veröffentlichung seiner Artikelserie zur „Bildungskatastrophe“ hatten ihn Kollegen und Freunde wie Hellmut Becker oder Carl Friedrich von Weizsäcker davor gewarnt, es mit seiner apokalyptischen Medienprophetie zu übertreiben.¹⁰⁷

Bemerkenswert ist, dass sich Pichts Strategien mit einer fast schon schizophrenen kulturpessimistischen Kritik an den Strukturen moderner Öffentlichkeit verbanden. So bediente er sich in einem Artikel über „Massenmedien und die Zukunft der Gesellschaft“ einer teils drastischen Kampf-Rhetorik, und zwar immer genau dann, wenn er auf den Einfluss der Medien zu sprechen kam. Er umschrieb die Wirkmacht der Medienöffentlichkeit mit Begriffen wie „Unterwerfung“, „suggestive Stereotypen“, „Penetranz“, „totale Verfügungsgewalt“, „gefährliche Instrumente“, „psychisches Rauschgift“ oder mit dem „Einbruch in den privaten Bereich“. Dem Medienkonsumenten wies er eine eindeutig passive Rolle und nahezu infantile Haltung zu:

¹⁰⁴ BArch, N 1225/123, Picht an Richard von Weizsäcker, o.D.

¹⁰⁵ Vgl. Thomas Mittmann, „Christliche Identität“ in der Anstaltskirche. Die „Eventisierung“ kirchlicher Formate in der Bundesrepublik der sechziger und siebziger Jahre, in: Wilhelm Damberg (Hrsg.), Soziale Strukturen und Semantiken des Religiösen im Wandel. Transformationen in der Bundesrepublik Deutschland 1949–1989, Essen 2011, S. 155–169.

¹⁰⁶ Die Idee, die FEST als protestantischen „Think Tank“ zu historisieren, geht auf den Vortrag „Die FEST als politische Denkfabrik“ von Claudia Lepp zurück.

¹⁰⁷ Vgl. FAZ vom 29.7.2013: „Eine deutsche Bildungskatastrophe“.

„Die Konsumenten publizistischer Fertigwaren sind den Organen der Meinungsbildung nahezu wehrlos ausgeliefert; je größer die Abhängigkeit jeder partikulären Gesellschaft von internationalen Entwicklungen wird, desto weniger ist der einzelne Bürger in seinem beschränkten Lebensbereich noch fähig, die ihm vermittelte Urteilsbildung durch eigene Realitätserfahrung zu korrigieren.“¹⁰⁸

Diese Gedanken wirken so widersprüchlich, gerade weil sich Picht selbst immer wieder als Agent und Akteur der Massenmedien gerierte. Oder zugespitzt formuliert: Picht klärte über Techniken der Verblendung, Verführung und Meinungsmache auf, die er sich selbst zu Nutze machte. Dass er mit dieser Attitüde freilich nicht allein dastand, zeigt ein Blick auf die zeitgenössische Medienkritik, wie sie vor allem von Vertretern der Frankfurter Schule kam. „Entpersönlichung, Entfremdung und Vergewaltigung des Menschen“ waren auch ihre Topoi, wenn es um den gesellschaftlichen Wandel innerhalb der modernen Mediengesellschaft ging – und dies wohlgemerkt bei gleichzeitiger Presse- und Rundfunkhoheit in der frühen Bundesrepublik.¹⁰⁹

Solche Debatten über das durchschnittliche Medienpublikum spielten auch innerhalb der Kirchen eine wichtige Rolle. Häufig waren sie von einer pädagogischen, nicht selten therapeutischen Haltung geprägt.¹¹⁰ Intellektuelle und Kirchenvertreter zielten zumeist darauf ab, den vermeintlich passiven Konsumenten umzuerziehen und zu aktivieren. Das Spektrum war breit: Man forderte, das Medienangebot zu begrenzen, Selektionstechniken zu vermitteln und medienfreie Tage einzurichten.¹¹¹ Georg Picht wartete in der Schlusspointe seines Texts über die Massenmedien mit einem ähnlichen Appell auf und ließ damit sein pädagogisches Öffentlichkeitsverständnis deutlich werden:

„Vernunft wird sich in der gegenwärtigen und in der zukünftigen Gesellschaft nur durchsetzen können, wenn das gesamte System dieser Gesellschaft ‚lernt‘, auf die Reize, mit denen es von einem Teil der Massenmedien überschwemmt wird, anders zu reagieren als bisher. Es ist aber eine Aufgabe der Massenmedien selbst, diese Innovation des Bewußtseins in Gang zu setzen und nicht nur kritisches Bewußtsein, sondern auch kritisches Reagieren im Bereich der Affekte möglich zu machen.“¹¹²

¹⁰⁸ Picht, Massenmedien, S. 203.

¹⁰⁹ Vgl. Stefan Müller-Doohm, Kritische Medientheorie. Die Perspektive der Frankfurter Schule, in: Klaus Neumann-Braun/Stefan Müller-Doohm (Hrsg.), Medien- und Kommunikationssoziologie. Eine Einführung in zentrale Begriffe und Theorien, Weinheim 2000, S. 69–92; von Hodenberg, Konsens, S. 36, und Ziemann, Medienkultur, S. 305.

¹¹⁰ Vgl. Peter Kaupp, Die schlimmen Illustrierten. Massenmedien und die Kritik ihrer Kritiker, Hamburg/Düsseldorf 1971.

¹¹¹ Vgl. Schneider/Spangenberg (Hrsg.), Medienkultur der 50er Jahre.

¹¹² Picht, Massenmedien, S. 208.

V. Herausforderungen eines Medienintellektuellen

Der Erfolg einer Medienpolitik, wie sie Georg Picht verfolgte, basierte darauf, dass sich mediale Prominenz und wissenschaftliche Reputation bedingten. Es ist jedoch schwierig, eine zeitliche Abfolge auszumachen, ob nun wissenschaftliche Reputation vorausgehen musste und die mediale Prominenz erst ermöglichte, oder ob es sich genau umgekehrt verhielt. Vieles spricht sogar dafür, dass beide miteinander konkurrierten, etwa dann, wenn das Ansehen in der Wissenschaft aufgrund allzu großer Medienpopularität sank.¹¹³ Dennoch ist das Verhältnis von Prominenz und Reputation für unseren Fall von besonderem Interesse, haben doch beide nicht zuletzt auch eine zentrale Steuerungsfunktion für die Strukturen der Medien- und Wissenschaftslandschaft.¹¹⁴ Zudem bewahrt uns dieser Aspekt davor, Picht als allmächtigen Spindoktor zu verklären, der auf der Medienklaviatur spielte, wie es ihm gefiel.

Schon seit der Entstehung der modernen Massenpresse im ausgehenden 19. Jahrhundert rückten immer wieder einzelne Wissenschaftler und Intellektuelle ins Rampenlicht der Medienöffentlichkeit. In einzelnen Fällen erzielten sie eine Prominenz, die ansonsten nur bekannten Politikern oder Unterhaltungsstars zu Teil wurde. Die Kommunikationswissenschaftlerin Rae Goodell beschrieb diese Gruppe bereits in den 1970er Jahren als „Visible Scientists“, die gezielt universitäre Schranken überschritten, um über die Massenmedien politisch zu intervenieren.¹¹⁵

Dass die Grenzen zwischen Wissenschaft und Medienöffentlichkeit aufweichen, war mit Konflikten zwischen Prominenz und Reputation verbunden. Denn der Erfolg innerhalb der einen Sphäre konnte schnell zum Ansehensverlust innerhalb der anderen führen. Für Wissenschaftler war der Weg in die Medien wiederum äußerst reizvoll, ließen sich hier doch Forschungsergebnisse einem breiteren Publikum vermitteln. Zugleich konnte man Artikel in den Massenmedien wesentlich schneller veröffentlichen, da Zeitungen eine engere Periodizität hatten und die Regeln der Qualitätskontrolle andere waren. Meist redigierte nur ein einzelner Redakteur, der den Text dann, wenn überhaupt, der Chefredaktion vorlegte.¹¹⁶

„Nicht die Massenmedien dienen den Intellektuellen“, schreibt der Soziologe Ziemann mit Blick auf die Gegenwart, „sondern jene den ersten – und wer oder welcher Beitrag nicht (der Ökonomie der Massenmedien) dienlich ist, der erhält keine Sprechzeit und keinen Sendeplatz“.¹¹⁷ In den 1960er und 1970er Jahren hatten sich diese Prämissen sicherlich noch nicht in ihrer ganzen Radikalität

¹¹³ Vgl. Weingart, Stunde, S. 239 f.

¹¹⁴ Vgl. Niklas Luhmann, Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1990, S. 247.

¹¹⁵ Vgl. Rae Goodell, The Visible Scientists, Boston u. a. 1977.

¹¹⁶ Vgl. Tillmann Hornschuh/Tim Westphal, Theoretische Grundlagen, in: Peter Weingart/Petra Pansegrau/Matthias Winterhager (Hrsg.), Arbeitsbericht zum Lehrforschungsprojekt: „Die Bedeutung von Medien für die Reputation von Wissenschaftlern“, Bielefeld 1998, S. 2-19; pub.uni-bielefeld.de/download/1877526/2319746 [8.6.2018].

¹¹⁷ Ziemann, Medienkultur, S. 313.

durchgesetzt. Das belegt die Struktur von Pichts Mediennetzwerk deutlich. Doch wann jemand medial prominent war, entschieden die Medien auch in diesen Jahren meist schon selbst.¹¹⁸ Genauso legten sie für sich fest, wie hoch die wissenschaftliche Reputation einer Person war, allerdings nicht immer nach den Kriterien, die auch die Wissenschaft verfolgte.¹¹⁹ Aktualität, Konfliktpotenzial, Überraschung, aber auch thematische Kongruenz spielten zum Beispiel eine viel größere Rolle als in der *Academia*.

Diese Voraussetzungen erfüllte Picht zweifelsohne, auch weil er variabel blieb. Mit seinen noch heute vielgelesenen Schriften „Prognose, Utopie, Planung“ (1967) und „Mut zur Utopie“ (1969) legte er zwei Werke vor, die ihn auch für internationale Diskussionen salonfähig machten.¹²⁰ Zu denken ist hier vor allem an Debatten, die im Umbruch zu den 1970er Jahren rund um die „Grenzen des Wachstums“ (1972) entstanden.¹²¹ So saß Picht zum Beispiel bei der Jahrestagung des *Club of Rome* 1974 auf dem Podium und zählte zu den Mitgliedern des *North-South Roundtable* der *Society for International Development*. Ohne supranationale Verantwortung, so sein zentrales Plädoyer, ließen sich die Herausforderungen der Zukunft nicht mehr bewältigen. Wolle die Politik den wissenschaftlichen, technischen und gesellschaftlichen Entwicklungen folgen, so komme sie nicht umhin, nationale Souveränität abzugeben. Die Techniken seiner Vermittlung glichen dabei denen, die er auch schon bei der „Bildungskatastrophe“ eingesetzt hatte: Er spitzte zu, malte Katastrophenszenarien an die Wand, gerierte sich als Aufklärer, mimte den Detektiv und zog als Ankläger der Zukunft die Gegenwart vor Gericht.¹²²

Auf der einen Seite war Picht also eingebunden in ein selbstreferenzielles Mediensystem. Auf der anderen Seite aber kannte er die medialen Aufmerksamkeitskriterien nur zu gut und verstand es, die entscheidenden Register zu ziehen. In seinem Aufsatz über „Die Massenmedien und die Zukunft der Gesellschaft“ diskutierte er sogar das Konzept der Medienprominenz: „Auch die Versuche zu zielbewußter politischer Willensbildung müssen sich mehr und mehr dem Stilzwang dieser neuen Form anonymer Öffentlichkeit unterwerfen“, schrieb er 1970. „Der Erfolg eines politischen Auftritts hängt davon ab, ob er dem fiktiven Bewußtsein der Gesellschaft und seinem emotionalen Hintergrund adäquat ist.“¹²³

Picht sinnierte hier über ein System, mit dem er selbst aufs Engste verflochten war. Das führte dazu, dass ihn Journalisten auch als Fachmann für die zeitgenös-

¹¹⁸ Dazu immer noch überzeugend: Heinz Bonfadelli/Thomas N. Friemel, Medienwirkungsforschung, Konstanz/München 2011, und Winfried Schulz, Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse d. aktuellen Berichterstattung, Freiburg im Breisgau/München 1976.

¹¹⁹ Vgl. Weingart, Stunde, S. 239.

¹²⁰ Vgl. Georg Picht, Prognose, Utopie, Planung. Die Situation des Menschen in der Zukunft der technischen Welt, Stuttgart 1967, und ders., Mut zur Utopie. Die großen Zukunftsaufgaben, München 1969.

¹²¹ Vgl. Radkau, Geschichte, S. 213 f., und Seefried, Zukünfte, S. 255-292.

¹²² Vgl. Rudloff, Georg Picht, in: Bauer u. a. (Hrsg.), Gesichter der Zeitgeschichte, S. 292.

¹²³ Picht, Massenmedien, S. 204.

sische Medienkultur wahrnahmen. Seine persönliche Medienpolitik, die zunächst nur seinem politischen Engagement Ausdruck verleihen sollte, war zur Expertise gereift. So lud ihn im November 1974 das Satire-Magazin *Pardon* zu einem ausführlichen Interview ein, um über den gesellschaftlichen Einfluss der Massenmedien zu diskutieren. Bereits zu Beginn des Gesprächs griff Reimar Lenz, freier Journalist für *Pardon*, Pichts Image auf und stellte ihn als „berufsmäßige Cassandra“ vor. Auch schien es kein Geheimnis mehr zu sein, dass Intellektuelle wie Picht spezielle Medienstrategien verfolgten. So fragte Lenz gezielt, was einem eigentlich „die Massenmedien und Groß-Zeitschriften“ genau brächten? Picht antwortete ausweichend. Er argumentierte, dass er die Massenmedien in erster Linie als Barometer dafür betrachte, „was die Stimmungen und die Bedürfnisse sehr großer Zahlen von Menschen sind und was sich also eigentlich im Bewusstsein unserer Gesellschaft bewegt. Das muß man immer ernst nehmen, das ist wichtig, selbst wenn es sich manchmal in sehr sonderbaren Formen ausspricht.“¹²⁴

Picht stellte sich also eher als passiven Medienkonsumenten dar und zog es vor, über seine doch ausgesprochen aktive Rolle als Medienakteur zu schweigen. Diese zurückhaltenden Selbstbeschreibungen waren allerdings schon für Zeitgenossen alles andere als glaubwürdig. Redakteure hatten ihm bereits Ende der 1950er Jahre einiges an wissenschaftlicher und öffentlicher Reputation zugeschrieben und allzu gerne Texte von ihm eingeworben. Schon die vielen Artikel- und Sendungsanfragen, die sie an ihn richteten, deuten darauf hin. 1962 beschrieb die *Frankfurter Rundschau* Picht als „Markenartikel“, zu dem er schon durch das „Tübinger Memorandum“ von 1961 geworden sei.¹²⁵ In den 1970er Jahren ging Pichts mediale Prominenz sogar soweit, dass selbst der *Playboy* bei ihm anfragte, ob er einen Artikel zur Relevanz der Bundeswehr schreiben könnte.¹²⁶ Picht hatte sich spätestens zu diesem Zeitpunkt zu einem Medienintellektuellen entwickelt, dessen wissenschaftliche Reputation nahezu unerheblich für seine Prominenz geworden war. Eine Antwort an das Erotik-Magazin schrieb Picht nicht.

Allerdings sollte genauso wenig der Eindruck entstehen, Picht habe darauf verzichtet, sich auch inhaltlich mit Vertretern der Medienbranche auszutauschen und nur auf ein do ut des gesetzt, das ihm immer mehr öffentliche Präsenz einbringen sollte. Ganz im Gegenteil: Zeitweise suchte er sogar gezielt das Gespräch mit Journalisten, und das interessanterweise unter Ausschluss der Öffentlichkeit. So gründete er 1973 gemeinsam mit Oskar Fehrenbach, damals Chefredakteur der *Stuttgarter Zeitung* und in seiner Redaktion als „roter Oskar“ verschrien, einen Journalistenkreis, der jährlich zwei- bis dreimal in der FEST in Heidelberg zusam-

¹²⁴ Reimar Lenz, „Eine Wirtschaftskrise ist das Beste, was uns passieren kann!“ Interview mit dem Philosophen Georg Picht, in: *Pardon* 48 (1975), S. 11 und S. 117 (Fortsetzung des Artikels von S. 17).

¹²⁵ BArch, N 1225/11, H. H. Gaebel an Picht, 9.5.1962. Zum Memorandum vgl. Martin Greschat, „Mehr Wahrheit in der Politik!“ Das Tübinger Memorandum von 1961, in: *VfZ* 48 (2000), S. 491-513.

¹²⁶ BArch, N 1225/129, Michael Redepenning an Picht, 26.11.1974.

menkam und aktuelle Themen diskutierte; darunter etwa die Ostpolitik, Nachrüstung, Kirchen-, Umwelt- und Wirtschaftsfragen sowie das Verhältnis zur DDR.¹²⁷

Der von Picht und Fehrenbach initiierte Kreis setzte sich aus Journalisten verschiedener Medienhäuser zusammen. So zählten etwa Thomas Löffelholz (zunächst Leiter des Bonner Büros der *Stuttgarter Zeitung*, danach deren Chefredakteur, später *Welt*-Chefredakteur), Werner Holzer (Chef vom Dienst der *Frankfurter Rundschau*, danach Sonderkorrespondent für die *Süddeutsche Zeitung*, *Frankfurter Rundschau* und den *Tagesanzeiger* aus Zürich), Roderich Reifenrath (Politikchef, später Chefredakteur der *Frankfurter Rundschau*), Rolf Zundel (*Zeit*), Herbert Riehl-Heyse (*Süddeutsche Zeitung*), Manfred Buchwald (Intendant des Saarländischen Rundfunks), Ansgar Fürst (Chefredakteur *Badischen Zeitung*), Robert Leicht (zunächst Ressortleiter für Innenpolitik der *Süddeutschen Zeitung*, in den 1990er Jahren Chefredakteur der *Zeit*) und Wolfgang Huber (von 1968 bis 1980 Mitarbeiter und stellvertretender Leiter der FEST, später Bischof und Ratsvorsitzender der EKD), zu den regelmäßigen Teilnehmern. In seiner Anfangszeit neigte der Kreis politisch eher nach links. Aber es waren immer auch Konservative und Marktliberale vertreten.

Die Treffen waren als Kamingespräche angelegt, nur ohne Kamin, dafür aber in konzentrierter Abgeschlossenheit in den Räumen der Heidelberger FEST. Alle Mitglieder vereinbarten völlige Diskretion und einigten sich darauf, keine konkreten Aussagen aus den Diskussionen zu publizieren und auch keine Protokolle anzufertigen. Der Kreis ergänzte sich weitgehend selbst. Pichts Rolle war die eines Gesprächspartners und einer Kontaktperson, die verschiedene Experten als Mitdiskutanten ins Spiel brachte und durch seine Reputation anzog. Picht selbst fehlte nie, was zeigt, wie wichtig ihm diese Treffen waren. Für ihn hatte der Kreis eine Doppelfunktion: Zum einen konnte er regelmäßigen Kontakt zu führenden Vertretern großer Medienhäuser pflegen und eigene Positionen lancieren, zum anderen gewährleistete er Picht „intensive Diskussion mit qualifizierten Journalisten, die die aktuelle Politik sehr genau kannten“.¹²⁸ Die beteiligten Journalisten sahen in den Treffen die Möglichkeit, ein wenig Abstand vom Tagesgeschäft zu gewinnen, das bei vielen vornehmlich auf Aktualität ausgerichtet war. Die „Heidelberger Runde“, erinnert sich Löffelholz, „war für den Journalisten faszinierend, weil politische und gesellschaftliche Fragen in einer Intensität diskutiert wurden, für die wir selten Zeit hatten oder uns nahmen“.¹²⁹

¹²⁷ Für Auskünfte über die gemeinsame Initiative danke ich Oskar Fehrenbach.

¹²⁸ Die Gespräche dauerten meist von 10 Uhr morgens bis weit in die Abendstunden hinein. Informationen über die Gründungsgeschichte des Kreises verdanke ich Thomas Löffelholz (Briefwechsel vom 18.11.2013).

¹²⁹ Das Zitat stammt ebenfalls aus dem Briefwechsel mit Löffelholz. Der Kreis selbst bestand auch noch nach Pichts Tod 1982 weiter. An seine Stelle trat zunächst Carl Friedrich von Weizsäcker, danach dessen jüngerer Bruder Richard. Constanze Eisenbart, langjährige Assistentin Pichts und wissenschaftliche Mitarbeiterin der FEST, hatte die Treffen als eine Art Geschäftsführerin organisiert. Für wertvolle Hinweise zu diesen Journalistenkreisen danke ich Constanze Eisenbart und Oskar Fehrenbach.

VI. Ausblick

Am Beispiel Georg Pichts lässt sich eine spezifische Medienpraxis von Intellektuellen in der westdeutschen Öffentlichkeit erkennen. Dabei können wir von einer doppelten Medialisierung ausgehen: Die Medien wählten nach eigenen Kriterien Personen wie Picht aus einer Vielzahl an Wissenschaftlern und Gelehrten aus und stellten ihnen ein Forum zur Verfügung. Picht sorgte für Gesprächsstoff, steigerte die Auflage und bearbeitete die Themen, die gerade en vogue waren. Auf der anderen Seite suchte Picht selbst ganz gezielt den Weg in die Öffentlichkeit, baute sich eigenständig ein Netzwerk auf und eignete sich gekonnt einen journalistischen Stil an. „Die Strategien des Netzwerkers und des Machterwerbs wurden [...] höchst professionell und wirkungsvoll praktiziert“, bemerkte Doering-Manteuffel mit Blick auf protestantisch-elitäre Kreise der alten Republik. Picht war in diesem Geflecht eine Schlüsselfigur. Wie kaum ein anderer verstand er es, seine Initiativen in der breiten Medienöffentlichkeit mit Kommissionsarbeit und Netzwerken im Hintergrund zu verzahnen.

Das Endprodukt war eine Kombination aus „politischem Unternehmer“ und *Visible Scholar* oder eben Medienintellektuellem,¹³⁰ der beides zugleich war: Resultat, aber vor allem auch Auslöser medienkultureller Evolution.¹³¹ Picht adaptierte die Produktionslogiken der Massenmedien, um Gehör auf möglichst breiter Basis zu finden. Dadurch erfuhren innenpolitische Themen wie das Bildungssystem eine bislang nie dagewesene öffentliche Resonanz. Dass sich dahinter selbst aus Pichts Sicht keine reine Erfolgsgeschichte verbarg, zeigte sich bereits in zeitgenössischen Debatten: Zwar hatte Picht selbst die Geister der großen Öffentlichkeit gerufen. Ertragen konnte er sie am Ende aber kaum noch. Etwa zehn Jahre nach der von ihm diagnostizierten „Bildungskatastrophe“ endete er in einem Brief an den *Merkur* nur noch lapidar mit: „Beim Thema Bildung stelle ich mich tot.“¹³²

In der Außenperspektive erschienen die unerwünschten Nebeneffekte noch deutlicher: Als sich 1980 die Schließung des Max-Planck-Instituts für Sozialwissenschaften in Starnberg abzeichnete, schrieb Picht in der *Zeit* einen Artikel, in dem er zu verstehen gab, wie enttäuscht er über die Vorgänge in Bayern war: „Die Zeiten, in denen sich Wissenschaft zu einem kritischen Wächteramt berufen fühlte“, seien vorüber, argwöhnte Picht.¹³³ Wenige Wochen später brachte die *Zeit* ein Gespräch mit dem Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft, Reimar Lüst, der Pichts Kritik kurzerhand wegwischte: „Ja, Herr Picht ist durch Alarmsignale be-

¹³⁰ Auch wenn dieser Begriff vor dem Hintergrund des hier Beschriebenen etwas tautologisch wirkt, dürfte der Status des Intellektuellen doch ohne Medienpräsenz kaum denkbar sein. Zum „politischen Unternehmer“ vgl. Rudloff, Georg Picht, in: Bauer u. a. (Hrsg.), *Gesichter der Zeitgeschichte*, S. 289 f., mit Verweis auf Nancy C. Roberts/Paula J. King, *Policy Entrepreneurs. Their Activity Structure and Function in the Policy Process*, in: *Journal of Public Administration Research and Theory* 1 (1991), S. 147-175.

¹³¹ Vgl. Ziemann, Schreiben, in: Kroll/Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle*, S. 159.

¹³² DLA D: *Merkur* – Georg Picht an *Merkur* (1949–1979), Picht an Hans Paeschke, 1.4.1974.

¹³³ Die *Zeit* vom 7.3.1980: „Nachdenken nicht gefragt. Ein einzigartiges Forschungsinstitut wird mit dem Leiter pensioniert“.

kannt geworden, aber ob er jedoch beispielsweise in Sachen Bildungskatastrophe immer recht hatte, möchte ich anhin [sic!] gestellt lassen.“¹³⁴ Pichts Weg zu einem Medienintellektuellen war also nicht nur ein Beleg für seine öffentliche und wissenschaftliche Reputation. Er war auch eine Bedrohung für sie.

¹³⁴ Die Zeit vom 9.5.1980: „Auf die Qualität kommt es an. Warum das Starnberger Institut nicht weitergeführt wird – Ein Gespräch mit Reimar Lüst“.